

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

28. JAHRGANG / NR. 122

ראש השנה תשע"ד

SEPTEMBER 2013



Liebe Leserinnen, liebe Leser,



in wenigen Tagen beginnt ein neues jüdisches Jahr. Damit beginnt auch der wichtigste Feiertagszyklus im jüdisch-religiösen Leben. Wenn wir nach **Rosch HaSchna**, **Jom Kippur** und **Sukkot** am Ende das Fest der Tora, **Simchat Tora**, in der Synagoge feiern, dann

haben wir eine besinnliche Zeit hinter uns. Wichtige Gedanken dazu haben **Rabbiner Joel Berger** und **Yizhak Ahren** auf den **Seiten 6 und 7** festgehalten. Gerne erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang, dass **Rabbiner Berger** gerade seine Lebensgeschichte veröffentlicht hat. Auf **Seite 33** finden Sie dazu auch eine Buchbesprechung. Einige von Ihnen werden den „**Mann mit dem Hut**“ ja kennen, deshalb gebe ich an dieser Stelle gerne den Hinweis, dass der Rebbe auch für uns über den Wochenabschnitt der Tora im Bayerischen Rundfunk (**BR-Radio 2**) spricht. Im vergangenen Jahr musste ich an dieser Stelle einige Bemerkungen zu einer öffentlichen Debatte machen, die uns dann die folgenden Monate bis Anfang dieses Jahres beschäftigt hat. Die Frage, ob wir uns strafbar machen, wenn wir unsere männlichen Kinder nach alter jüdischer Tradition bescheiden (**Brith Mila**), hat sich zum Glück durch konsequentes Handeln der Bundesregierung, des Justizministeriums und durch verantwortungsvolle Politiker geklärt. Aber unerfreulich war die Debatte gleichwohl und ich hatte im Laufe des Gesetzgebungsprozesses die Möglichkeit, als Zentralrats-Vize und als Arzt vor Abgeordneten und auch mit Beschneidungsgegnern zu sprechen. Mit diesen Erfahrungen kann ich nur sagen: Ich bin sehr froh, dass die aufgeheizte Debatte vorbei ist und ich bin besonders froh, dass wir jetzt nicht wieder mit einem ähnlichen „**Aufreger**“ in das neue Jahr gehen werden.

Im Frühjahr hätte sich ein Ereignis im Würzburger Priesterseminar zu einem großen Ärgernis entwickeln können. Einigen Priester-Anwärtern wurden antisemitische Äußerungen vorgeworfen. Es wurde öffentlich, zum Glück, und die Medien haben das Thema aufmerksam verfolgt. Für mich stellte sich sofort die Frage, auch öffentlich, ob angehende Priester mit antijüdischem Hintergrund die richtigen Kandidaten für ein Führungsamt in der Kirche seien, zumal ich an einem Ort der katholisch-theologischen Ausbildung Judenfeindschaft heute am wenigsten erwartet hätte. Die zuständigen Bistümer Würzburg und Bamberg haben dann eine unabhängige Untersuchungskommission eingesetzt. Unter der Leitung des Bamberger **OLG-Richters Norbert Baumann** hat die Kommission verantwortungsvoll und konsequent reagiert und die Anschuldigungen gründlich untersucht. Anfang August, also relativ schnell, stellte sie dann abschließend fest, dass es unakzeptable Vorfälle mit antisemitischem und rassistischem Hintergrund gegeben habe. Mindestens zwei dafür verantwort-

liche Priester-Anwärter mussten das Seminar bereits verlassen. Die öffentliche Diskussion und die Medien werden hoffentlich auch darauf achten, dass die ungeeigneten Theologen nicht durch eine „Hintertür“ trotzdem in ein wichtiges Amt kommen.

Ich bin von dem **Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann** zum Abschluss der Untersuchung zu einem Besuch im Priesterseminar und um ein Gespräch mit den Studenten gebeten worden. Und das ist für mich ein weiterer wichtiger Aspekt der ganzen Angelegenheit. Dass wir ins Gespräch kommen und voneinander/miteinander lernen. Ich habe dabei schon gelernt, dass man solche Probleme sehr schnell und sehr gut lösen kann, wenn man Fehler nicht vertuscht, wie in vielen anderen Fällen, sondern sie entschlossen und konsequent anpackt. In ihrem Aufsatz auf **Seite 31** zeigt **Elvira Grözinger**, dass ein latenter Antisemitismus auch in der „Mitte der Gesellschaft“ zu finden ist und dass Medien nicht immer dabei eine gute Rolle spielen. Aber auch dort soll es noch Lernfähige geben.

Einen optimistischen Blick auf das neue Jahr erlaube ich mir auch hinsichtlich der neuen Friedensbemühungen der amerikanischen Regierung für den „Nahost-Konflikt“. Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen, die israelischen und palästinensischen Verhandlungsführer neben dem **US-Außenminister John Kerry** händeschüttelnd im Weißen Haus zu sehen. Natürlich ist klar, und die Erfahrungen der Vergangenheit haben das immer wieder gezeigt, dass man aus den Verhandlungen auch schnell wieder aussteigen kann. Deshalb möchte man die Parteien eigentlich auffordern, keine Vorwände für den Abbruch zu suchen. Aber im Moment habe ich das Gefühl, dass Israelis und Palästinenser ein Interesse an einem Fortschritt haben.

Ich werde sicher bald Gelegenheit haben, mit dem neuen israelischen Generalkonsul für Süddeutschland, **Dr. Dan Shaham**, dem ich einen guten Start in Bayern wünsche, auch über die politische Situation in Israel zu sprechen. Wichtig ist es mir aber, die bayrisch-israelischen Beziehungen zu festigen und auszubauen, besonders im Bereich des Schüleraustausches und der Jugendarbeit.

Dr. Shahams Vorgänger, der israelische **Generalkonsul Tibor Shalev Schlosser**, dessen Amtszeit in Deutschland gerade abgelaufen ist, war als erster israelischer Generalkonsul in München ein **Wegbereiter der bayerisch-israelischen Beziehungen**. Ich wünsche ihm für seine weitere Laufbahn viel Erfolg. Seine offene Art, seine Fähigkeit auf Menschen zuzugehen und die Zusammenarbeit mit ihm haben wir hier alle sehr geschätzt.

Ihnen und Ihren Familien, allen Mitgliedern unserer Gemeinden, ihren Vorständen und Repräsentanten und allen Menschen, die uns nahe sind, wünsche ich ein gutes und gesundes neues Jahr 5774.

SCHANA TOWA WESCHALOM

Dr. Josef Schuster

Präsident des Landesverbandes der IKG in Bayern, Vizepräsident des Zentralrates der Juden Deutschlands

Grußworte zu Rosch Haschana 5774 3

Hohe Feiertage

Rosch Haschana und Jom Kippur
Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger . 6
Zwei Arten von Beziehungen zu Gott
Von Yizhak Ahren 7

Kultur

jung – jüdisch - unerwünscht
Neue Ausstellung im JKMAS 8
Juden. Geld. Eine Vorstellung.
Von Barbara Goldberg 10
Zukunft im Land der Täter
Von Ines Florschütz 11

Nachrichten aus Israel 13

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 14

Jüdische Jugend in Bayern 20

Glückwünsche zu Rosch Haschana 21

Serie

Jüdische Landgemeinden in Bayern (34)
Von Michael Schneeberger 26

Aufsatz

Die nicht verstummende Sprache des Hasses
Von Elvira Grözinger 32

Buchbesprechungen 34

Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.

Die 27. Jüdischen Kulturtag München . . 39

Russische Beiträge

Von Vladislav Zeev Slepoy 40

Jiddischer Beitrag

Von Marion Eichelsdörfer 44

Zum Titelbild:

Schlüssel zur kleinen Synagoge Augsburg, 1963. Aus der Ausstellung „Zukunft im Land der Täter?“ im Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben. Foto: JKMAS.

Impressum

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kulturgemeinden in Bayern, Effnerstraße 68, 81925 München, Telefon (089) 989442
Redaktion: Benno Reicher, bere.journal@smartone.de
Gesamtherstellung: Druckerei Edwin H. Höhn, Gottlieb-Daimler-Straße 14, 69514 Laudenbach

Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten

Ein glückliches und gesegnetes neues Jahr den Juden in Bayern, in Deutschland und in der Welt!

Ich freue mich über die starke jüdische Gemeinschaft in Bayern. Seit Jahrhunderten hat sie hier ihren angestammten Platz; sie ist ein fester Teil unseres Landes, seiner Tradition und seiner Identität. Das wird gerade an den jüdischen Feiertagen deutlich, an denen die Christen ihren jüdischen Nachbarn mit guten Wünschen verbunden sind.

So beginnen mit dem 1. Tischri zehn besondere Tage, die unmittelbar zum Versöhnungsfest hinführen. Es ist ein bewegender Gedanke, dass Gott zu Beginn des neuen Jahres jeden Einzelnen prüft, zur Umkehr mahnt und die Versöhnung mit ihm anbietet. Festliche Bräuche geben diesem Neubeginn

einen würdigen Rahmen und eine feierliche Schönheit.

Ich möchte, dass Juden gern in Bayern leben. Den Weg zu diesem Ziel wollen wir mit Zuversicht gehen: Dafür bietet das Vertrauen zwischen Juden und Christen in Deutschland ein festes Fundament, es soll weiter wachsen! In diesem Wunsch hat mich meine Reise nach Israel bestärkt: Die intensiven und berührenden Gespräche dort haben mir gezeigt, dass die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit untrennbar ist vom Einsatz für die Zukunft und für die Sicherheit der Juden in aller Welt. Möge das neue Jahr sie schenken!

Horst Seehofer
Bayerischer Ministerpräsident



Grußwort der Bayerischen Landtagspräsidentin

Anlässlich des Neujahrsfestes grüße ich im Namen des Bayerischen Landtags und ganz persönlich die jüdische Gemeinschaft in unserem Freistaat.

Ein Jahreswechsel bietet immer Anlass, zurückzuschauen und auch den Blick nach vorne zu werfen. Viele persönliche Erlebnisse erfüllen uns mit großer Freude, manche schmerzvolle Erinnerung auch mit Trauer und Hoffnungslosigkeit. Oft ist es so, dass wir im Miteinander, in gemeinsamen Begegnungen und Gesprächen stärkenden Zuspruch erhalten und voller Perspektiven nach vorne schauen.

Wir sind dankbar und glücklich, dass wir zusammen mit den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern das Miteinander pflegen und gemeinsam unsere Zukunft gestalten können. Je lebendiger und selbstverständlicher jüdisches Leben in vielen Gemeinden und Städten unseres Landes stattfindet, umso stärker sind wir als Gemeinschaft geschützt vor perfiden antisemitischen Angriffen, die es leider immer noch in unserem Land gibt. Nur mit einer gefestigten Demokratie, mit einem leidenschaftlichen Eintreten für Frieden und Freiheit gelingt es uns,

den Feinden unserer offenen und toleranten Gesellschaft die Stirn zu bieten.

Dass nach der Schoa, deren Grausamkeit jede Vorstellungskraft übersteigt, das Judentum in unserem Land wieder eine Heimat hat, ist nicht nur ein großes Glück, sondern dem Respekt, der Toleranz und dem Verantwortungsgefühl der jüdischen und nichtjüdischen Bürgerinnen und Bürger zu verdanken.

Diese große Leistung ist das Fundament, auf dem wir unsere Zukunft weiter bauen können – menschlich und tolerant.

Allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern wünsche ich ein gutes, gesundes und erfolgreiches Jahr 5774.

Schana Towa!

Herzlichst
Ihre

Barbara Stamm
Präsidentin des Bayerischen Landtags



Grußwort des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt München

Denkwürdige Jahrestage gingen dem jüdischen Neujahrsfest 5774 voraus: So jährte sich am 14. Mai zum 65. Mal die Staatsgründung Israels, die ja untrennbar mit der Geschichte Münchens als ehemaliger „Hauptstadt der Bewegung“, als Ausgangspunkt des NS-Terrors, der Ausgrenzung, Entrechtung und Verfolgung bis hin zur planmäßigen Er-

mordung der deutschen und europäischen Juden verknüpft ist. Und zum 75. Mal jährte sich da fast zeitgleich ein Ereignis, das zum Fanal für den nationalsozialistischen Zerstörungs- und Vernichtungswahn wurde – nämlich der Abbruch der früheren Münchner Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße, der am 9. Juni 1938, noch fünf Monate vor

der Reichspogromnacht begann und keinen Stein des einstigen Prachtbaus zwischen Künstlerhaus, Frauenkirche und Maxburg auf dem anderen ließ.

Schon vor diesem historischen Hintergrund weiß die Stadt nur zu gut um ihre besondere Verpflichtung sowohl gegenüber den hier lebenden jüdischen Bürgerinnen und Bürgern

als auch gegenüber Israel. München bekennt sich mit Nachdruck zur Solidarität mit Israel, deshalb habe ich auch für den Israel-Tag auf dem Münchner Odeonsplatz zur Feier der Staatsgründung vor 65 Jahren zusammen mit der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde und Münchner Ehrenbürgerin Charlotte Knobloch sehr gerne die Schirmherrschaft übernommen. Und deshalb ist es auch ein gar nicht hoch genug zu schätzender Glücksfall, dass das Judentum in München heute geradezu aufblüht. Die Errichtung der neuen Hauptsynagoge „Ohel Jakob“ und des Jüdischen Gemeindezentrums am St.-Jakobs-Platz und zumal auch das Leben, das sich dort entfaltet, hat dafür ein sichtbares Zeichen gesetzt. Und bekräftigt wird dies auch durch Persönlichkeiten wie Rachel Salamander zum Beispiel, die seit über 30 Jahren bereits mit ihrer Literaturhandlung das jüdische Geistesleben rekonstruiert und neu prägt, die sich energisch auch für den Erhalt und die Wiederbelebung der alten Synagoge in der Reichenbachstraße einsetzt, und die vor kurzem erst für ihr verdienstvolles Wir-

ken zur Förderung des interkulturellen Dialogs und eines vorurteilsfreien Miteinanders mit dem von Münchens Ehrenbürgerin Dr. Hildegard Hamm-Brücher gestifteten „Münchner Bürgerpreis für Demokratie – gegen Vergessen“ ausgezeichnet wurde.

München ist und bleibt jedenfalls eine Stadt der Toleranz und Weltoffenheit, die rechts-extremistischen Gewalttätern und rechtspopulistischen Hasspredigern entschlossenen Widerstand entgegengesetzt. Dafür bürgt auch und besonders das Münchner Bündnis für Toleranz, Demokratie und Rechtsstaat, und hier mit an vorderster Stelle die unermüdliche Streiterin Charlotte Knobloch.

Allen Leserinnen und Lesern und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des „Mitteilungsblatts“, der jüdischen Gemeinde Münchens ebenso wie den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in Israel wünsche ich zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und vor allem friedliches Jahr 5774!

Christian Ude
Oberbürgermeister



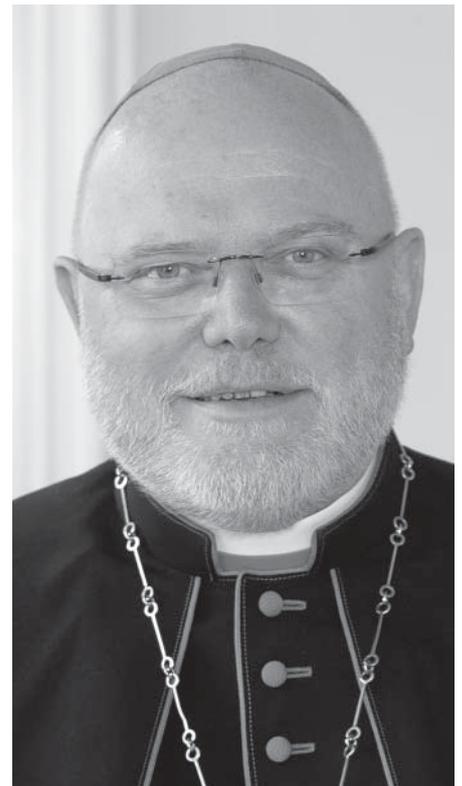
Grußwort des Erzbischofs von München und Freising

Liebe jüdische Schwestern und Brüder, am 5. September beginnt für Sie wieder ein neues Jahr im religiösen Kalender. Als gläubige Menschen schauen Sie dankbar zurück auf das, was G'tt Ihnen im vergangenen Jahr geschenkt hat, wo er Sie begleitet hat, und erhoffen und erbeten zugleich seinen Segen für das kommende Jahr. Der Glaube hilft uns, unser Leben zu strukturieren, immer wieder innezuhalten, kritisch auf uns und unser Leben zu schauen. Das Neujahrsfest und die sich anschließenden ehrfurchtsvollen Tage bis Jom Kippur sind Anlass für Erinnerung, Buße und Umkehr. Als gläubige Menschen haben wir die Gewissheit und die Zusage unseres barmherzigen G'ttes, dass wir immer wieder neu anfangen dürfen und unsere Glaubensgemeinschaften geben uns dabei Halt und tragen uns mit, wenn uns der Neubeginn manchmal schwer fällt. Vor Kurzem haben wir in München zusammen mit unseren jüdischen Schwestern und Brüdern der blindwütigen Zerstörung der Münchner Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße vor 75 Jahren am 9. Juni 1938 durch die Nationalsozialisten gedacht. Dieser barbarische Akt war Folge und Teil einer zunehmenden Entwürdigung und Entrechtung der Juden und Vorbote der Vernichtung jüdischen Lebens in Deutschland und Europa.

Es konnte nur deshalb soweit kommen, weil die Mehrheit der Bevölkerung dem Treiben der gottlosen Verbrecher nicht rechtzeitig in den Arm fiel. So mag das Gedenken uns Mahnung und Auftrag für die Zukunft sein, allen menschenverachtenden, rassistischen Ideologien im Angesicht zu widerstehen. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das vor 50 Jahren stattfand, hat die Katholische Kirche jede Form von Antisemitismus verurteilt. Seien Sie versichert, dass die Katholische Kirche ein verlässlicher Partner der Jüdischen Gemeinden ist und Antisemitismus in ihren eigenen Reihen nicht zu dulden bereit ist. Dies wird ganz sicher auch mit unserem neuen Papst Franziskus so sein, hat er doch bereits als Erzbischof zusammen mit einem Rabbiner, Abraham Skorka von Buenos Aires, mit dem ihn eine langjährige Freundschaft verbindet, einen Gesprächsband „Über Himmel und Erde“ verfasst. Freuen wir uns auf den weiteren gemeinsamen Weg, der vor uns liegt!

So wünsche ich Ihnen und allen Jüdinnen und Juden weltweit von ganzem Herzen ein segensreiches neues Jahr – Schana Towa!

Ihr
Reinhard Kardinal Marx
Erzbischof von München und Freising



Grußwort des Landesbischofs der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Zu Rosch Haschana und den damit verbundenen Hohen Festtagen wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und ganz besonders persönlich ein gesegnetes Jahr 5774!

Vor wenigen Wochen haben wir in München den 100. Geburtstag von Schalom Ben-Cho-

rin gefeiert und damit an einen großen Mann erinnert, der es sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, die nahezu abgebrochenen Brücken zwischen Judentum und Christentum wieder neu zu bauen. Gegen Widerstand und Ängste bemühte er sich beharrlich und unermüdlich, das Gespräch zwischen Deutschen und Israelis, Juden und Christen, nach den

Schrecken der Schoa und ihnen zum Trotz mit Leben zu erfüllen. Er ist auf diesem Weg als gläubiger jüdischer Mensch und tief in die christliche Tradition vorgedrungen und damit für Christen und Juden zum Lehrer und Vorbild gleichermaßen geworden. Das ist ein unglaubliches Geschenk und ein Schatz, der nach wie vor unermesslich ist.

Sein Leben und Denken, das konsequent vom Dialog zwischen Ich und Du ausging, ist uns bis heute Erbe und Auftrag.

Schalom Ben-Chorin schrieb im Nachwort zu seinem Buch „Bruder Jesus. Der Nazarener aus jüdischer Sicht“ über die notwendige Auseinandersetzung mit den Quellen der je anderen Religion, die zum tieferen Verstehen und Verständnis füreinander führen sollen:

„Dieses Gespräch hat die Aufgabe, Fremdheit, Misstrauen und Hass zwischen Juden und Christen abzubauen. Das kann nicht geschehen durch illusionäre Vorstellungen, die man sich voneinander macht. Das kann nur geschehen durch klare Erkenntnis der beiden Positionen – in ihren unendlichen Variationen.“

So sind wir in den vergangenen Jahren manches Mal Zeugen geworden eines Gesprächs,

das tatsächlich vom Ich zum Du geführt wurde.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und uns weitere Schritte aufeinander zu in der Bereitschaft zum Dialog und dem tiefen Respekt auch dort, wo wir einander nicht – oder noch nicht – verstehen.

Bis zum Wiedersehen grüßt Sie herzlich,

Ihr

Dr. Heinrich Bedford-Strohm
Landesbischof



Grüßwort des Generalkonsuls des Staates Israel

Liebe Gemeindemitglieder, liebe Freunde,

zum jüdischen Neujahrsfest 5774 möchte ich Ihnen allen ein frohes und erfolgreiches neues Jahr wünschen.



Es ist mir eine Freude meine Arbeit mit der ersten Kontaktaufnahme zu Ihnen zu beginnen. Ich sehe Sie als meinen engsten Partner zur Verstärkung der Beziehungen zwischen Bayern und Israel.

An Rosch Haschana bietet sich die Gelegenheit, Pläne für das nächste Jahr zu schmieden, welche auf die Errungenschaften, Erfahrungen und Erfolge der letzten Jahre beruhen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um von Ihren Kenntnissen und Einsichten zu lernen. Mit Kreativität können wir ein bedeutendes Ziel in der Partnerschaft unserer Länder erreichen.

Liebe Gemeindemitglieder, während wir auf eine bessere Zukunft schauen, möchte ich meine wärmsten Grüße an Sie und Ihre Familien richten. Ich wünsche Ihnen ein frohes, gesundes und friedliches neues Jahr!
Shanah Tovah umetukah!

Dr. Dan Shaham
Generalkonsul des Staates Israel
für Süddeutschland



Rosch Haschana und Jom Kippur

Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger

Die höchsten und zugleich erhabensten Feiertage aller Juden der Welt sind Rosch Haschana, die zwei Neujahrstage, und der Jom Kippur, der Versöhnungstag. In der nachbiblischen jüdischen Überlieferung, in der Mischna der Rabbinen ist folgende, für uns richtungweisende Aussage zu lesen: „Am Neujahrstag ziehen alle Erdenbewohner an G'tt wie ein Heer vorbei (um vor Ihm zu Gericht zu stehen).“ Die Mischna fügt als Verdeutlichung zu dieser Aussage einen Psalmsvers hinzu: „Der (Herr, der) ihre Herzen gebildet hat, Er achtet auf all ihre Taten“ (Ps. 33:15). Diese zweifache, bildhafte, wie auch theologische Standortbestimmung legt den Sinn, wie auch das Wesen und den Inhalt dieser Tage für uns fest: Der jüdische Mensch vor dem Richterstuhl G'ttes ...

„Darum geht es am Neujahrstag um die menschliche Verantwortung vor G'tt und um die Hoffnung, dass eine vereinte Menschheit die Alleinherrschaft G'ttes anerkennt.“ – So formuliert es kurz und prägnant der verstorbene liberale amerikanische Rabbiner Jakob J. Petuchowski (Feiertage des Herrn, Freiburg, 1984, S. 70). – Ich muss mir seine einleuchtend schöne Formulierung erst auf der Zunge zergehen lassen, um zu überlegen, ob man dem widersprechen kann.

Im Großen und Ganzen stimmt es so, wie Petuchowski den Inhalt und die Bedeutung dieser Feiertage festlegte. Nur – seine Formulierungen lassen diese Tage für mich zu düster wirken. Auch grübelt er zu viel über Paradoxa und Spannungen, die im Judentum zu finden sind. Er störte sich daran, dass die Tora und auch die Propheten die Thematik dieses Festes, der Neujahrstage, überhaupt nicht festgelegt hatten, sondern erst die Rabbinen in der nachbiblischen Zeit. Und ferner scheint es ihn, den jüdischen Gelehrten, auch zu irritieren, dass „selbst Juden, die kaum noch Fühlung mit ihrem religiösen Erbe haben, ihre Zugehörigkeit zum Judentum durch Synagogenbesuche gerade (und oft nur) an diesen Feiertagen bekunden.“

Nun, die meisten von uns grübeln weniger und freuen sich dafür umso mehr auf diese Feste, wie auch auf die Begegnungen mit unseren Brüdern und Schwestern, in der Synagoge, vor dem Richterstuhl G'ttes. Ob das auf eine spätere Einwirkung des Chassidismus zurückzuführen ist, weiß ich nicht. Auf jeden Fall hat der Chassidismus, diese letzte Richtung der jüdischen Volksfrömmigkeit, in vielen von uns die Erkenntnis vertieft, dass ohne die grenzenlose Barmherzigkeit des vollkommenen G'ttes die Welt in ihren Grenzen und der Mensch in seiner Beschaffenheit nicht bestehen könnten. Daher harren und hoffen wir – und grübeln weniger. Diese Gesinnung scheint mir von einem kurzen, zwei-zeiligen Gebetsseufzer aus der ansonsten recht umfangreichen Festtagsgebetsordnung auszustrahlen: „Gedenke unser, o Herr, zum Leben, der Du (nur) am Leben Wohlgefallen

hast. Trage uns ins Buch des Lebens ein! Um Deinetwillen, Herr des Lebens.“

Über die jüdische Vorstellung zur Wortbildung des „Gerichtstages G'ttes“, den Er an diesen Tagen abhält, möchte ich doch noch einiges ausführen: die Gerechtigkeit gehört zu den biblischen Attributen G'ttes. Diese Gerechtigkeit setzt voraus, dass ein jeder Mensch zu jeder Zeit in jeglichen Angelegenheiten des Lebens einen unwiderruflichen Anspruch auf einen gerechten Prozess hat, vor gerechten, unbestechlichen Richtern. Aufgrund dieser biblischen Prinzipien sagten die Rabbinen (Awot 1:18): „Auf (folgenden) drei Grundsätzen beruht die Welt: auf der Wahrhaftigkeit, auf dem Recht und auf dem Frieden“. Das hebräische Wort für Recht „Din“ hat als zusätzliche Bedeutung: der gerechte Spruch eines unparteiischen Gerichtshofes.

Die gerechte Prozessführung setzt voraus, dass neben dem gerechten Richter, G'tt, womöglich auch ein Ankläger und ein Verteidiger am Richterstuhl ihren Platz einnehmen. Eigentlich bedeutet die „gerechte Prozessführung“ mit dem einzig absolut gerechten Richter, G'tt, für die jüdische Theologie ein unüberwindbares Hindernis: der strenge, konsequente Monotheismus (der Glaube an die ausschließliche Existenz eines einzigen G'ttes) kann sich neben G'tt keinen anderen am Richterstuhl vorstellen.

Daher bedienten sich die Rabbinen, um ihre abstrakte Vorstellung über die Gerechtigkeit verständlicher, bildhafter auszudrücken, einer Hypothese.

Eine Zwangs- oder Hilfsvorstellung: als ob die Gerechtigkeit im himmlischen – wie in irdischen Gerichtshöfen nur mit drei Amtspersonen funktionieren würde: Richter, Ankläger und Verteidiger. Die Rolle des gerechten Richters und Verteidigers übernimmt G'tt. Aber als Ankläger könnte der Allgütige doch nicht amtieren. Daher wurde eine nicht genannte und nicht näher definierbare *Person* bereits in der biblischen Hiob-Erzählung kreiert: *Der Satan*. Das hebräische Wort bedeutet einfach: „Ankläger“. ohne jegliche Verbindung zum Bösen, – zum Diabolo, zum Teufel der Nichtjuden.

Die mittelalterliche jüdische popularkabbalistische, d. h. mystische, Moralliteratur entwickelte, ihre Leser zum Guten erziehen wollend, die Vorstellung: „dass man sich vor dem (g'ttlichen) Gericht, das jeden Tag und zu jeder Stunde über dem Menschen angepannt ist, fürchten müsse“.

Elijahu de Vida (1518–1592), der mittelalterliche kabbalistische Autor, formuliert in seinem Werk „Reschit Chochma“ über das G'ttesgericht so: „Jeden Tag hängt das Gericht über der Welt, denn die Welt wurde im Gericht erschaffen, und dies ist ihr Fundament. Darum hüte sich der Mensch stets vor

der Sünde, denn er weiß nicht, wann das Gericht über ihn beginnt ...“ (zitiert nach: K. E. Grözinger: Kafka und die Kabbala, Frankfurt, 1992, S. 26).

Für uns Juden sind diese Zeugnisse unserer Ahnen die Voraussetzung für ihren redlichen Lebenswandel. Für die Literaturwissenschaft sind sie dagegen einschlägige Beweise dafür, dass der maßgebende Autor des zwanzigsten Jahrhunderts, Franz Kafka, sein Werk „Der Prozess“ infolge seiner ihm zugetragenen Kenntnisse dieser kabbalistischen Literatur verfassen konnte. Der Frankfurter Professor Grözinger beweist dies schlüssig.

Ich gestehe aufrichtig, dass viele Juden, die in der Gedankenwelt des Rosch-Haschana-Neujahrstages als Jom Hadin, als Gerichtstag G'ttes, aufgewachsen sind, die gekonnte Beweisführung des Professors vielleicht gar nicht nötig haben. Und es ist trotzdem wichtig, dass er den Background des Prager Juden Franz Kafka wissenschaftlich durchleuchtet.

Unsere Ausführungen über diese erhabenen Tage wären gewiss unvollständig, wenn wir neben der Idee des g'ttlichen Gerichtstages nicht das einzige, greifbare Symbol, den Schofar, das aus Widderhorn geformte Instrument, erwähnen würden. Zusammenfassend schrieb der größte jüdische Gesetzeslehrer und Philosoph des 12. Jahrhunderts. Maimonides, der Rambam, über den Schofar: „Obwohl das Schofarblasen ein Gebot der Tora ist (und damit seine Verwendung keinerlei Begründung bedarf), so enthält es doch die folgende Anregung: „Wacht auf, ihr Schlafenden, aus eurem Schummer! Prüft eure Taten und kehret bußfertig um!“

Der durchdringende Ton des Schofars soll unser müdes Gewissen wachrütteln. Der Schofar wäre kein jüdisches Instrument, wenn er das ganze Jahr über nur diese eine Funktion zu erfüllen hätte. Eines Tages, so hoffen wir, wird der Schofar den Anbruch der messianischen Zeit ankündigen. So erfahren wir es vom Propheten Jesaja (Jes. 27:13): „An jenem Tag wird der große Schofar geblasen, dann kommen die Verirrten aus Assur nach Hause und die in Ägypten Verstreuten kehren zurück; sie fallen vor dem Herrn nieder, in Jerusalem, auf dem heiligen Berg!“

Der Traum unserer Propheten war die Heimkehr des jüdischen Volkes in ihre alte Heimat, in das von G'tt verheißene Land. Als Voraussetzung dafür sollte der ewige Frieden für alle Erdenbewohner dienen. Eigentlich gar keine schwer zu bewerkstellenden Visionen und Erwartungen. Dennoch scheint es, dass wir auf deren Erfüllung und Verwirklichung noch eine lange Zeit warten müssen. Die Hohen Feiertage aber lehren uns, nicht zu verzagen, sondern die Hoffnung zu hegen, dass das, was uns heute noch als unerfüllbar, weil unrealistisch erscheint, eines Tages Wirklichkeit werden kann.

Zwei Arten von Beziehungen zu Gott

Bemerkungen zu Psalm 27

Von Yizhak Ahren

Im Gottesdienst sowohl in sephardischen als auch in aschkenasischen Gemeinden spricht man eine im Gebetbuch fixierte Reihe von Psalmen. Was Psalm 27 angeht, so ist ein Unterschied festzustellen: sephardische Juden sagen diesen Psalm tagtäglich, aschkenasische Beter hingegen fügen ihn nur in einer bestimmten Jahreszeit in die Liturgie ein, und zwar von Beginn des Monats Elul bis zum Ende des Sukkotfestes. Warum die Einfügung gerade in dieser Zeit? Eine originelle Erklärung lautet: Oberhalb der 4 Buchstaben des ersten Wortes im Vers 13, „lule“ (= wenn nicht), stehen ungewöhnliche Punkte; es handelt sich nicht um Vokalzeichen. Raschi deutet diese merkwürdigen Punkte mit einem Midrasch, der uns hier nicht beschäftigen soll. Wir wollen eine andere Deutung der Punkte anführen, die besagt, dass man die 4 Buchstaben rückwärts lesen soll – das ergibt „Elul“!

Der aschkenasische Brauch hat wahrscheinlich einen ganz anderen Grund. Der Midrasch zu Psalm 27 deutet den ersten Vers wie folgt: „Der Ewige ist mein Licht“ – am Rosch Haschana, dem Tag des Gerichts (vergleiche Psalm 37,6: „Führe wie Licht Dein Recht hervor und Deine Gerechtigkeit wie den Mittag“). „Und mein Heil“ – am Jom Kippur, an dem Er alle unsere Sünden verzeihen möge. Da der soeben zitierte Midrasch den Anfang von Psalm 27 mit den hohen jüdischen Herbstfesten verbindet, erscheint die Einfügung des Psalms in den Gottesdienst in dieser Zeit ganz natürlich. Rabbiner Elchanan Samet, ein hervorragender israelischer Bibel-Interpret, hat in seinem 2012 veröffentlichten Psalmen-Buch überzeugend dargelegt, warum Psalm 27 zu den Tagen der Umkehr gut passt.

Dem Beispiel früherer Exegeten folgend analysiert Samet den Aufbau des Psalms. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass zwei ungefähr gleich große Teile zu erkennen sind. 14 Verse

hat unser Psalm: die ersten 6 Verse bilden eine Einheit, die Verse 7–13 eine zweite; der allerletzte Vers hebt sich von beiden Einheiten ab und kann als ein didaktischer Schluss betrachtet werden: „Hoffe auf den Ewigen. Sei stark, und mutig sei dein Herz, ja, hoffe auf den Ewigen.“ Wodurch unterscheiden sich die zwei Hauptteile? In der ersten Einheit spricht der Psalmist über Gott (in der 3. Person): „Der Ewige ist mein Licht und mein Heil“ (Vers 1). Hingegen spricht der Psalmist in der zweiten Hälfte den Ewigen direkt an (in der 2. Person): „Höre, Ewiger, meine Stimme – ich rufe. So sei mir gnädig und erhöhe mich!“ (Vers 8).

Bei näherer Betrachtung ist nicht zu übersehen, dass der Psalmist zwei Arten der Beziehungen zum Ewigen zum Ausdruck bringt. Die Tatsache, dass in beiden Hälften ein gemeinsames Motiv zu finden ist – die Notwendigkeit der Errettung von Feinden (siehe Verse 2, 3 und Vers 12) –, vermag den zentralen Unterschied nicht zu verdecken. Im ersten Teil des Psalms sehen wir eine religiöse Haltung vor uns, die von einem tiefen Gottvertrauen (hebr. „Bitachon“) geprägt ist; nicht der geringste Zweifel trübt diese Einstellung: „Wenn ein Lager sich um mich lagerte, würde mein Herz nicht fürchten; wenn gegen mich Krieg sich erhebt, auch dann bin ich sicher“ (Vers 3). Der Psalmist spürt die stete Anwesenheit des Ewigen in seinem Leben und braucht Ihn deshalb nicht direkt anzusprechen. Eine ganz andere Haltung bemerken wir im zweiten Teil des Psalms. Hier scheint der Psalmist große Angst zu haben: „Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir, strecke nicht hin im Grimme Deinen Knecht. Mein Beistand warst Du. Verstoße mich nicht und verlasse mich nicht, Gott meines Heils“ (Vers 9).

Warum sind die zwei Teile zu einem Psalm vereinigt worden? Vielleicht um uns beizubringen, dass unsere Beziehungen zu Gott

mal so und mal so sind. Menschen durchlaufen in ihrem Glaubensleben verschiedene Phasen. Wir dürfen nicht damit rechnen, stets in einem solchen Zustand zu leben, in dem man sprechen kann: „Denn Er birgt mich in Seiner Hütte am Tag des Unglücks, bewahret mich im Schutze Seines Zeltes, stellt mich hoch auf einen Felsen“ (Vers 5). Manchmal gilt vielmehr die Devise: „Dein Antlitz, Ewiger, suche ich“ (Vers 8). Aber in welcher Lage auch immer ein Mensch sich gerade befinden mag, stets soll er mit dem Psalmisten sprechen: „Hoffe auf den Ewigen. Sei stark, und mutig sei dein Herz, ja, hoffe auf den Ewigen“ (Vers 14).

Wie Samet ausführt, kann man die zwei Glaubenshaltungen zwanglos mit Rosch Haschana und Jom Kippur in Verbindung bringen. Am Neujahrsfest steht der Jude vor dem Ewigen und anerkennt ihn als sein Licht; Gott wendet sich sozusagen den Menschen zu. Am Jom Kippur ist die Beziehung anders strukturiert. Der Jude fastet und wendet sich an Gott mit der inständigen Bitte um die Verzeihung aller Sünden. Der Vergleich zwischen dem Neujahrsfest und dem Versöhnungstag lässt sich noch weiter vertiefen, und dies hat Rabbiner J. B. Soloveitchik vor vielen Jahren in einem glänzenden Essay getan, der hier nicht referiert werden soll.

Die zwei Arten von Beziehungen zu Gott lassen sich nach Samet auch mit dem Alter des Menschen in Verbindung bringen. Am Anfang des Lebens sollte die im ersten Teil des Psalms beschriebene Haltung vorherrschen: Bitachon und Freude. Erst in der weiteren Entwicklung entdeckt der Mensch die im zweiten Teil von Psalm 27 dargestellte Position. Es bedarf einer Anstrengung, um das aufkommende Gefühl von Gottverlassenheit zu überwinden. Das Wissen darum, dass unsere Beziehungen zum Ewigen Metamorphosen durchmachen, ist sowohl tröstlich als auch hilfreich.



„jung – jüdisch – unerwünscht“

Neue Ausstellung im Johanna-Stahl-Zentrum Würzburg

Mit seiner aktuellen Sonderausstellung „jung – jüdisch – unerwünscht. Kinder und Jugendliche aus Unterfranken 1920 – 1950“ widmet sich das **Johanna-Stahl-Zentrum in Würzburg** einem besonders dramatischen Kapitel jüdischer Geschichte. Anhand von Einzelbiographien werden die Schicksale jüdischer Kinder aus der Region während der NS-Zeit in den Fokus gerückt. Die Sonderausstellung, die von **Dr. Rotraud Ries** und **Stefanie Neumeister** konzipiert wurde, wird bis zum 13. Oktober im Johanna-Stahl-Zentrum zu sehen sein.

Zur Eröffnung am 11. April 2013 waren mehr als 100 Besucher in das Gemeindezentrum **Shalom Europa** in Würzburg gekommen. Zu Beginn begrüßte **Dr. Josef Schuster**, Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde, die Gäste. Er führte den Besuchern vor Augen, dass es viele Kinder nicht geschafft haben, Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Die meisten von ihnen haben die Schoa nicht überlebt. Für Unterfranken lässt sich die Zahl inzwischen genau bestimmen: 426 Kinder und Jugendliche aus den Jahrgängen

1922 bis 1942 wurden deportiert und ermordet. In der Sonderausstellung nimmt daher die Gedenktafel eine zentrale Stellung ein, sie erinnert an die Namen der Kinder. Ein weiteres Grußwort sprach **Erwin Dotzel**, Präsident des Bezirkstags von Unterfranken. Er wies auf verschiedene Aktivitäten des Bezirks bei der Erforschung und Dokumentation jüdischen Lebens in Franken hin. Dazu zählt beispielsweise das Genisa-Projekt des Jüdischen Kultur Museums in Veitshöchheim sowie ein bereits abgeschlossenes Projekt, bei dem alle jüdischen Kultstätten in Unterfranken dokumentiert und mit einer Gedenktafel versehen wurden. **Georg Rosenthal**, Oberbürgermeister der Stadt Würzburg, berichtete in seinem Grußwort von der Besuchswoche im April 2012. Zum ersten Mal hatte die Stadt Würzburg ehemalige jüdische Bürger zu einem Besuch eingeladen und 23 von ihnen kamen in ihre alte Heimatstadt. Nicht zuletzt ist es gerade diesem Besuch zu verdanken, dass die neue Ausstellung einen derart umfangreichen Fundus an biographischen Informationen, an Fotos und historischen Dokumenten sowie an Ausschnitten aus mehreren Zeitzeugeninterviews bietet.

Die **Leiterin des Johanna-Stahl-Zentrums, Dr. Rotraud Ries**, führte an diesem Abend in die Ausstellung ein. Sie hob in ihrem Vortrag hervor, dass die Kinder der 1920er- und 1930er-Jahre die letzte Generation von Juden vor der Schoa seien. Und sie sind die Letzten, die noch etwas über das unterfränkische Judentum erzählen können. Aus diesem Grund widmet sich die Sonderausstellung „jung – jüdisch – unerwünscht“ gerade ihnen und auch denjenigen Kindern, die in der Schoa ums Leben gekommen sind. Sie möchte den Kindern und Jugendlichen, denen von den Nazis alles genommen wurde, Stimme und Gesicht wiedergeben.



Ausstellungseröffnung mit Dr. R. Ries ...

Im Anschluss an die Grußworte konnten die Besucher in geführten Rundgängen einen eigenen Eindruck von der Ausstellung gewinnen. Der erste Teil befasst sich mit dem Alltag der Kinder, der sich im Wesentlichen in den Familien, in der Schule und in den jüdischen Gemeinden abspielte. Anhand von Einzelbiographien werden in einem zweiten Teil die unterschiedlichen Lebenswege der Kinder und Jugendlichen nachgezeichnet. Dabei steht immer die Frage im Vorder-

Das Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken, gegründet 1987, ist eine Einrichtung des Bezirks Unterfranken und der Stadt Würzburg. Untergebracht im Jüdischen Gemeindezentrum Shalom Europa versteht es sich als Ort der Erforschung und Bewahrung jüdischer Geschichte in der Region. Die Geschichte des Judentums in Unterfranken präsentiert das Johanna-Stahl-Zentrum in einer ständigen Ausstellung, ergänzt durch Sonderausstellungen. Zum Zentrum gehören auch eine Fachbibliothek und ein Archiv.

Sonderausstellung
„jung – jüdisch – unerwünscht“
noch bis zum 13. 10. 2013

Begleitprogramm mit Vorträgen, Filmvorführungen, Lehrerfortbildungen.
Pädagogisches Material und ein Begleitheft zur Ausstellung im Zentrum erhältlich.

Öffnungszeiten:
Montag bis Mittwoch 10 – 17 Uhr
Donnerstag 10 – 20 Uhr
Freitag 10 – 15 Uhr
Sonntag 11 – 16 Uhr

Öffentliche Führungen:
Sonntag 8. 9., 29. 9. und 13. 10. 2013
um 11 Uhr
sowie auf Anfrage

Johanna-Stahl-Zentrum
Valentin-Becker-Straße 11
97072 Würzburg
Telefon 0931-18275
jsz@bezirk-unterfranken.de
www.johanna-stahl-zentrum.de



... und mit den Eröffnungsgästen.

Fotos: Johanna-Stahl-Zentrum

grund, wie die Kinder eigentlich gelebt haben – sowohl vor 1933 als auch danach, als die diskriminierende NS-Politik auch für sie immer spürbarer wurde. Vorgestellt werden Kinder, die allein oder mit den Eltern auswandern konnten. Die Mehrzahl von ihnen emigrierte in die USA, aber auch Palästina, andere europäische Länder und Südamerika waren Auswanderungsziele. Ebenso spannend sind die Lebensläufe der Kinder, die über die Kindertransporte gerettet werden konnten. Durch die von jüdischen Hilfsorganisationen vorbereiteten Transporte gelang es, etwa 10.000 jüdische Kinder aus Deutschland, Polen und der Tschechoslowakei in Sicherheit zu bringen. Aber es werden auch tragische Schicksale von jungen Menschen geschildert, die es nicht mehr rechtzeitig geschafft hatten, zu fliehen. Aus Unterfranken gingen ab 1941 sechs Transporte mit insgesamt 2063 Personen in den Osten, von denen gut 2000 ermordet wurden. Die meisten Transporte starteten in Würzburg. Die Ausstellung schließt mit zwei ganz erstaunlichen Lebensläufen. Zu den insgesamt neun Kindern aus Unterfranken, die die Konzentrationslager überlebt haben, zählen auch zwei Kinder aus Würzburg, die ebenfalls vorgestellt werden. Sie gehörten außerdem zu den ehemaligen jüdischen Würzburgern, die 2012 hier zu Besuch waren und sich



Blick in die Ausstellung.

zu Videointerviews im Johanna-Stahl-Zentrum bereit erklärten. Als besonderes Highlight sind in der Ausstellung erstmals mehrere Ausschnitte aus diesen Zeitzeugeninterviews zu sehen. Alle interviewten Personen waren selbst noch Kinder, als die Nazis an die Macht kamen. Eindrucksvoll schildern

sie in den Videos ihre Erlebnisse aus einer Kindheit, die von Angst und Hoffnung zugleich geprägt war.

Stefanie Neumeister M.A.,
Johanna-Stahl-Zentrum Würzburg

Norbert Schmiedeck

Seine Flucht aus Nazi-Deutschland

Neue Heimat Amerika

Gemeinsam mit seiner Mutter Thekla und seiner Großmutter Julie Schlamme lebte Norbert Schmiedeck, geboren 1922, in Würzburg. Sein Vater, der aus Polen stammte, wohnte getrennt von der Familie in Passau. Norbert konnte bis 1936 das Staatliche Realgymnasium besuchen. Seine Mutter litt sehr unter dem antisemitischen Klima. Sie

erkrankte schwer und wurde in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen.

Ende Oktober 1938 wurde Norbert wie andere Juden polnischer Abstammung verhaftet. Die Abschiebung blieb ihm zwar erspart, doch er verlor seine deutsche Staatsbürgerschaft. Da er nun „staatenlos“ war, musste er überstürzt fliehen. Mit einem Fahrrad und einem kleinen Koffer begann im Herbst 1938 seine Flucht. Von Köln aus brachte ihn ein Fluchthelfer für 500 Mark, versteckt in einem Heuwagen, illegal über die Grenze nach Belgien. Erst zehn Monate



Norbert in Würzburg 1936

später erhielt Norbert Einreise-Papiere für die USA. Doch als am selben Tag deutsche Truppen Belgien besetzten, musste er weiter nach Frankreich fliehen. Nur durch glückliche Umstände gelang ihm 1941 schließlich über Spanien und Portugal die Auswanderung in die USA.

Seine Familie sollte er nicht mehr wiedersehen. Norberts Mutter Thekla wurde 1942 nach Krasniczyn deportiert und im Raum Lublin ermordet, seine Großmutter starb im Januar 1943 im Ghetto Theresienstadt. Im gleichen Jahr heiratete er seine Jugendliebe aus Würzburg. Norbert lebte bis zu seinem Tod 1977 in den USA.



... und sein Pass mit dem Eintrag „Staatlos“.

Fotos: Mark Schmidek

Juden. Geld. Eine Vorstellung

Von Barbara Goldberg

Kaum ein Klischee hat eine größere und schrecklichere Wirkungsmacht entfaltet als das Bild vom „reichen Juden“. Woher rührt die Selbstverständlichkeit, mit der Juden und Geld immer wieder miteinander assoziiert werden? Auf diese Frage, die ins Zentrum aller antisemitischen Vorurteile zu zielen scheint, versucht jetzt eine **Ausstellung im Jüdischen Museum Frankfurt** neue, differenzierte Antworten zu finden. So soll auf der Grundlage der deutsch-österreichischen Sozial- und Kulturgeschichte der vergangenen tausend Jahre die Genese dieses Vorurteils genau analysiert werden. Um Distanz zum Gezeigten zu schaffen, hat Kuratorin Liliane Weissberg die einzelnen Stationen innerhalb der Schau als „Bühnen“ konzipiert, auf denen das sich wandelnde Bild des „reichen Juden“ jeweils inszeniert wird. Dennoch stößt die nach Angaben des Museums außerordentlich gut besuchte Ausstellung zum Teil auf heftige Kritik. Manche Zuschauer, berichtet Museumssprecherin Daniela Unger, fühlten sich durch die Darstellung antijüdischer Vorurteile provoziert, weil diese in ihren Augen Klischees bestätige, statt sie, wie beabsichtigt, zu entlarven. Daher wird empfohlen, sich beim Rundgang einer Führung anzuschließen oder einen Audio-Guide zu verwenden. Vor allem aber lohnt sich die Lektüre des hervorragenden Katalogs. Er ergänzt den sozialgeschichtlichen Hintergrund zu der ästhetisch äußerst ansprechenden Präsentation im Museum.

Zwei berühmte Theaterfiguren begleiten den Ausstellungsbesucher auf seinem Weg durch die Räume im ehemaligen Palais Rothschild: Shylock aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und Nathan der Weise aus Lessings gleichnamigem dramatischen Gedicht. Der eine, Shylock, gilt als böse; er fordert ein

Pfund Fleisch vom Körper seines Schuldners, falls dieser seinen Kredit nicht rechtzeitig tilgen kann. Nathan hingegen tritt für ein friedliches Miteinander aller drei monotheistischen Religionen ein. Aber Shylock und Nathan haben dennoch etwas gemeinsam: Beide sind reich, und beide verleihen Geld. Im Mittelalter blieb den Juden oft nichts anderes übrig, als mit diesem Gewerbe ihren Lebensunterhalt zu sichern, denn von den Zünften, in denen sich die Handwerker organisierten, waren sie ausgeschlossen. Außerdem heißt es in der Tora: „Du sollst nicht Zins auferlegen Deinem Bruder. (...) Dem Fremden magst du Zinsen auferlegen“ (Deuteronomium 23, 20–21). Das Verbot schloss also Nichtjuden nicht mit ein. Für die Kirche galt es hingegen grundsätzlich als verwerflich, Geld für sich arbeiten zu lassen. Ohne Kreditgeschäfte konnte der Wirtschaftskreislauf aber nicht funktionieren. Wie praktisch also, dass die Juden diese Lücke schlossen; so konnte man die eigenen Schäflein vor dieser Todsünde bewahren. Die Festsetzung des Zinssatzes oblag allerdings der christlichen Obrigkeit. Außerdem mussten die jüdischen Geldleiher für ihre Einnahmen hohe Steuern bezahlen, und weil mancher König oder Fürst auf diese zuverlässige Geldquelle nicht verzichten wollte, nahm er die Juden unter seinen persönlichen Schutz. Das hatte auch einen anderen angenehmen Nebeneffekt. Wenn sich der Herrscher der Gunst seiner Getreuen versichern und sie für ihre Krieges- und anderen Dienste entlohnen wollte, erließ er ihnen einfach ihre Schulden bei den jüdischen Gläubigern.

Die meisten Juden betrieben im Mittelalter parallel mehrere Geschäftszweige, wobei der Handel mit Tuchen und Stoffen besonders stark vertreten war. Mit der Entdeckung

Amerikas und der Expansion der Handelsbeziehungen nach Asien erweiterte sich das Warenangebot enorm: „Plötzlich bemaß sich der Reichtum einer Familie an der Größe ihrer Zuckerdose“, erzählt Liane Weissberg. Fürsten und Könige spannten Juden ein, damit sie dank ihrer weitverzweigten Verwandtschafts- und Geschäftsbeziehungen die neuen Luxusgüter für sie beschafften; gleichzeitig sollten sie ihnen mit Staatsanleihen auch das nötige Geld dafür zur Verfügung stellen. So entstand die Figur des Hofjuden. Zahlreiche Porträts in der Ausstellung bezeugen das neue Selbstbewusstsein dieser jüdischen Elite, die sich, gegen das religiöse Bilderverbot, auf prächtigen Gemälden darstellen ließ. Doch mit der Erfindung des Papiergeldes veränderte sich auch das Bild der Juden: „Beides wird abstrakter“, so Liliane Weissberg. Papiergeld zirkuliert, darin nicht unähnlich dem Stereotypen des heimatlosen Juden. Das Klischee vom Juden als Kapitalisten war geboren, ob er nun im Gewand des Kaufhauskönigs, Bankiers oder Börsenspekulanten in Erscheinung trat.

Ein weiteres Missverständnis trug dazu bei, diese Identifikation noch zu vertiefen. So gilt im Judentum das Gebot der Mildtätigkeit (Zedakah). Um der Gerechtigkeit willen unterstützt man Arme und Bedürftige. Je mehr sich die Juden im 19. Jahrhundert assimilierten, je mehr sie sich als Bürger ihres Staates sahen, desto häufiger gaben sie Geld für dessen Institutionen und förderten Universitäten, Museen und Krankenhäuser. Auch das machte ihren Reichtum sichtbar und provozierte nicht nur Dankbarkeit, sondern ebenso Neid und Hass. Dieser verschärfte sich noch während der Weltwirtschaftskrise. Plötzlich waren die Juden paradoxerweise Kapitalisten und Bolschewisten zugleich und in jedem Fall eine Bedrohung für das deutsche Volk, das sie angeblich aussaugen und unterjochten wollten. Nationalsozialisten bedruckten die wertlosen Banknoten mit antisemitischen Sprüchen und verteilten diese Scheine überall. In der Ausstellung sind damit die Wände eines sich verengenden Schachtes tapeziert, der in eine Sackgasse und in Ausweglosigkeit mündet. Am Ende steht der Besucher vor Auschwitz: Eine Münze, vermutlich aus dem ausgebrochenen Zahngold von KZ-Häftlingen gegossen, legt grausames Zeugnis ab für die vollständige Verwertung der jüdischen Körper vor ihrer Vernichtung. Darin mag man auch einen zynischen Anklang an die Forderung des Shylock erkennen: Jetzt sind es die Juden, die mit ihrem Fleisch bezahlen sollen.

Jüdisches Museum Frankfurt, Untermainkai 14/15, 60311 Frankfurt, bis zum 6. Oktober 2013, www.juedisches-museum.de

Katalog: „Juden. Geld. Eine Vorstellung“, hrsg. von Fritz Backhaus, Raphael Gross und Liliane Weissberg, Campus-Verlag, Frankfurt/New York, 2013.



Rudolf Schildkraut um 1910 als Shylock.

Foto: Archiv Drummer und Arns Historiker



Otto Rouvel 1971 als Nathan.

Foto: Günther Englert

Zukunft im Land der Täter?

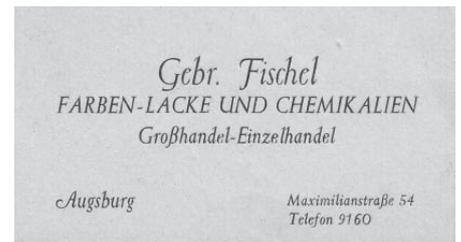
Eine neue Ausstellung im Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben

Im Frühjahr 1945 lag Deutschland in Trümmern. Beinahe sechs Millionen europäische Juden waren auf grausamste Weise verfolgt, gequält und ermordet worden. Nur sehr wenige haben sich verstecken bzw. in ein vor den Nazis sicheres Ausland flüchten können. Von den etwa 42.000 Juden, die vor Hitlers Machtantritt in Bayern zu Hause waren, lebten nach der Befreiung nur noch ca. 1600. Zu diesen überlebenden deutschen Juden stießen bald jüdische Flüchtlinge aus Polen, Ungarn, Litauen, Russland, der Ukraine und Rumänien. Displaced Persons (DPs), die vorwiegend in der amerikanischen Besatzungszone und damit zum größten Teil in Bayern Aufnahme fanden. Sie hatten alles verloren: Heimat und Familie, Hab und Gut, und sie bezeichneten sich selbst als „Sche'erit Hapleta“ – als der „Rest der Geretteten“. Und dann gab es noch eine verschwindend kleine Gruppe von Juden, die aus dem Exil nach Deutschland zurückkehrten, aus der Not heraus oder aus der dennoch anhaltenden Verbundenheit mit ihrem Heimatland. Dem gegenüber stand der größere Teil der Juden, die es entschieden ablehnten, wieder in das „Land der Täter“ zurückzukommen. Dazu kam 1948 die Aufforderung des World Jewish Congress, sich „nie wieder auf deutschem blutgetränktem Boden anzusiedeln“. Auch aus diesem Grund ging man davon aus, dass diese kleine Gruppe von Juden, die in Deutschland bzw. in Bayern lebte, sich nur auf einen Zwischenaufenthalt eingerichtet hatte, bis sie nach Israel oder in die USA auswandern würden.

Doch das war nicht bei allen der Fall, wie die von Dr. Andrea Sinn und dem Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben erarbei-

tete Ausstellung „Zukunft im Land der Täter?“ „Jüdische Gegenwart zwischen „Wiedergutmachung“ und „Wirtschaftswunder“, 1950–1969 in sehr eindringlicher und anschaulicher Weise verdeutlicht. Diese Ausstellung ist Teil zwei der Ausstellungsreihe JÜDISCHES LEBEN IN AUGSBURG NACH DER KATASTROPHE, die sich zum Ziel gesetzt hat, diesen noch weitgehend unbearbeiteten Abschnitt der Augsburger Geschichte aufzuarbeiten und die Ergebnisse in vier Ausstellungen und Katalogen zu präsentieren. Unter dem Titel „Gehen? oder Bleiben!“ hat der erste Teil 2012 die unmittelbaren Nachkriegsjahre beleuchtet. Die aktuelle Ausstellung rückt die Jahre von 1950 bis 1969 in den Fokus.

Zu Beginn der 1950er-Jahre lebten weniger als 100 Juden in Augsburg. In einer weitgehend gleichgültigen und mit sich selbst beschäftigten Umwelt bemühten sie sich um einen persönlichen und beruflichen Neustart nach der Verfolgung. Augenblicke des Zweifels und der Enttäuschung, aber auch Momente der Zuversicht und des Aufbruchs in eine positive Zukunft wechselten sich ab. Anhand von Fotografien und persönlichen Erinnerungsgegenständen entfaltet die Ausstellung ein Panorama, das ganz unterschiedliche und zum Teil unbekannt Facetten jüdischen Daseins in einem nicht immer leichten Alltag im Nachkriegsaugsburg aufzeigt. Im Aufschwung des „Wirtschaftswunders“ gelang manchem Augsburger Juden ein Neustart und allmählich auch gesellschaftliche Integration. Einer, der den wirtschaftlichen Aufschwung mitgestaltete, war der 1916 in Polen geborene Mayer Fischel, der Anfang der Fünfzigerjahre mit seinen Brüdern Alex



Visitenkarte der Gebr. Fischel

und Heniek zuerst die Firma Gebrüder Fischel für Farben, Lacke und Chemikalien und später auch noch das Textilunternehmen Fischel & Co gründete. Auch wenn die Integration und der wirtschaftliche Aufstieg der jüdischen Überlebenden in Augsburg wie andernorts häufig im Textilgewerbe gelang, war dies aber nicht auf diesen Wirtschaftszweig beschränkt. Mietczyzlaw Pemper, dessen Beitrag zur Rettung von über tausend Juden im KZ Plaszow erst mit Steven Spielbergs Film „Schindlers Liste“ bekannt geworden ist, etablierte in Augsburg, wohin er 1958 aus Polen zog, ein Immobilienunternehmen. Anderen Überlebenden blieb der wirtschaftliche Erfolg verwehrt. Sie fassten nicht wieder richtig Tritt und fanden nie aus dem Schatten der Schoa heraus.

„Kampf um Gerechtigkeit und Recht“ ist der Teil der Ausstellung überschrieben, der sich mit der „Wiedergutmachung“ befasst. Eine Rückerstattung erfolgte vor allem unter dem Druck der Besatzungsmächte. Welche langen und nervenaufreibenden Verfahren die Überlebenden oder ihre Nachfahren durchzustehen hatten, bis sie ihr Recht erhielten, zeigt die Augsburger Ausstellung anhand von einigen exemplarischen Fällen. Einer davon war



Blick in die Ausstellung mit Zeitzeugen der zweiten Generation.

Fotos: Jüdisches Kulturmuseum Augsburg-Schwaben



Heniek (li.) und Mayer Fischel um 1955 in Augsburg.

Gustav Einstein. Bereits 1933 emigriert, kehrte Einstein aus den USA nach Augsburg zurück, um die Rückerstattung seines enteigneten Besitzes zu erkämpfen. Nach mehreren Jahren erhielt er schließlich 1955 seinen geraubten Besitz, das Schlossgut, die Brauerei und Gastwirtschaft Unterbaar sowie die dazugehörigen Grundstücke, zurück.

Wie die zweite Generation diese Zeit erlebt hat, kann man an der Audiostation der Ausstellung hören. Dort schildern Hella Goldfein und Michael Melcer ihre Kindheit und Jugend in Augsburg. Goldfein bezeichnet das Heranwachsen in einer jüdischen Familie in Deutschland als ein „Spagat zwischen alten jüdischen Traditionen, die zuhause gelebt wurden, und einer neuen Welt, in der man sich in der Schule zurechtfinden musste“. Diese Erinnerungen sind auch in zwei Portraits in dem informativen und gut zu lesenden Katalog eingeflossen, dessen Lektüre nur zu empfehlen ist.

Wie schon beim ersten Teil vermitteln auch dieses Mal Ausstellung und Katalog der ehrgeizigen Ausstellungsreihe einen vielschichtigen und detaillierten Einblick in den Alltag, in die Erfolge und Probleme der Juden im Augsburg der „Wirtschaftswunderzeit“.

Dr. Inez Florschütz, IKMAS

Die beiden reich bebilderten Kataloge können beim Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben bestellt werden:

Andrea Sinn: „Zukunft im Land der Täter?“ Jüdische Gegenwart zwischen „Wiedergutmachung“ und „Wirtschaftswunder“, 1950–1969, Ausst.-Kat., in: Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe, hrsg. von Benigna Schönhagen, Bd. 2, dt.-engl. Ausgabe, Augsburg 2013, 14 €.

Andrea Sinn: Gehen? Oder Bleiben! Lebenswelten osteuropäischer und deutscher Juden in der Nachkriegszeit, 1945–1950, Ausst.-Kat., in: Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe, hrsg. von Benigna Schönhagen, Bd. 1, dt.-engl. Ausgabe, Augsburg 2012, 14 €.

Jüdisches Kulturmuseum Augsburg-Schwaben
Halderstraße 6–8
86150 Augsburg
Telefon 0821 / 51 36 58
info@jkmas.de
www.jkmas.de

Öffnungszeiten:

Di, Mi, Do 9.00 – 18.00 Uhr
Fr 9.00 – 16.00 Uhr
So 10.00 – 17.00 Uhr
Samstag und Montag geschlossen

Jeden ersten Mittwoch im Monat ist das Museum bis 20.00 Uhr geöffnet.

Führungen und Workshops zur Ausstellung können unter Telefon 0821 - 513658 vereinbart werden.

Die Ausstellung läuft bis zum 8. Dezember 2013.

Wir grüßen den neuen
Israelischen Generalkonsul
für Süddeutschland

Dr. Dan Shaham

und wünschen ihm, seiner Familie
und seinen Mitarbeitern
ein glückliches und erfolgreiches

Neues Jahr

לשנה טובה תכתבו

und einen guten Start in Bayern.

Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danziger Anna Zisler

Vizepräsidentinnen

Karin Offman

Geschäftsführerin

Unsere Mitgliedsgemeinden:

Amberg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Erlangen, Fürth, Hof,
Regensburg, Straubing, Weiden, Würzburg

MASAL TOW

Zentralrats-Vizepräsident Prof. Dr. Salomon Korn wurde im Sommer 70 Jahre alt und wir in Bayern gratulieren nachträglich und wünschen alles Beste.

Der bekannte Architekt entwarf das 1986 eröffnete Ignatz-Bubis-Gemeindezentrum in Frankfurt. Vorstandsvorsitzender der Frankfurter Gemeinde ist er seit 1999 und seit 2003 außerdem Vizepräsident des Zentralrats der Juden. Besonders engagiert er sich als Kuratoriumsvorsitzender der Jüdischen Hochschule in Heidelberg. Der Ehrenprofessor des Landes Hessen und Ehrensensator der Universität Heidelberg erhielt 2009 für seine Verdienste um den interreligiösen Dialog den Hessischen Kulturpreis.

Viele Freunde, Weggefährten und Vertreter des öffentlichen Lebens feierten mit Salomon Korn in Frankfurt, darunter auch ZR-Präsident Dieter Graumann (re) und ZR-Vize Dr. Josef Schuster (li).



Gemeinsames Forschungsprogramm der Hebräischen Universität Jerusalem und der Freien Universität Berlin

Die Hebräische Universität Jerusalem und die Freie Universität Berlin werden ab Herbst 2014 ein gemeinsames Forschungsprogramm mit dem Titel „Human Rights Under Pressure“ haben.

In dem Programm sollen in den nächsten Jahren etwa 40 israelische und deutsche Doktoranden die neuen Herausforderungen erforschen, die für die Umsetzung von Menschenrechten heute bedeutsam sind. Es ist das erste deutsch-israelische Forschungsprogramm, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird (Umfang: 4,5 Millionen Euro). Forscher aus unterschiedlichen Disziplinen wie Jura, Politikwissenschaften, Internationale Beziehungen, Philosophie, Geschichte und Soziologie werden sich mit Fragen aus drei großen Themenfeldern auseinandersetzen: Krisen und Katastrophenfälle, Diversität und Globalisierung.

Das Programm zeigt die zunehmende Internationalisierung der beiden Universitäten. Der Präsident der Hebräischen Universität, Prof. Menahem Ben-Sasson, sagte: „Der Austausch von Experten aus Jerusalem und Berlin schafft ein hervorragendes Forschungsumfeld für zukünftige Doktoranden.“ Der Präsident der Freien Universität Berlin, Prof. Peter-André Alt, ergänzte: „Wir wollen internationale und regionale Synergien verbinden und jungen Forschern die Möglichkeit geben, früh in ihrer Karriere internationale Erfahrungen zu sammeln.“ *Newsletter 4.7.13*

Botschafter Yakov Hadas-Handelsman lud zum Fastenbrechen

Anlässlich des muslimischen Fastenmonats Ramadan hat Botschafter Yakov Hadas-Handelsman gestern Abend zu einem gemeinsamen Fastenbrechen im Rahmen eines Iftar-Dinners in die Residenz eingeladen. Unter den Gästen des Botschafters befanden sich neben hochrangigen Diplomaten auch Repräsentanten muslimischer Verbände und Nicht-Regierungsorganisationen.

Alle Anwesenden leisten innerhalb der deutschen Gesellschaft unterschiedliche Beiträge für die Integration und die Verständigung der verschiedenen Religionen und unterstützen den gemeinsamen Dialog, die Demokratiebildung und Förderung von Toleranz.

Wie Botschafter Yakov Hadas-Handelsman bei seinen Begrüßungsworten nach dem Fastenbrechen mit Datteln aus Israel betonte: „Die Nähe zwischen unseren Religionen und Gemeinden ist um einiges größer als das, was sie voneinander trennt.“

Der Abend, der unter Berücksichtigung der islamischen religiösen und kulturellen Riten und Traditionen ausgerichtet wurde, fand zum ersten Mal in der Residenz statt und war der Beginn eines engeren Dialogs, durch den sich Israel auch in Deutschland in die interkulturelle und interreligiöse Verständigung einbringen möchte. *Newsletter 1.8.13*

Sechs Medaillen für israelische Schüler bei der Mathematik-Olympiade

Einmal Gold, dreimal Silber und zweimal Bronze für Israel – so die Bilanz der Gruppe israelischer Schüler, die bei der internationalen Mathematik-Olympiade in Kolumbien angetreten ist.

An der Olympiade nahmen 600 Schüler aus 103 Ländern teil. Das israelische Team landete in der Rangliste der Nationen auf dem 13. Platz und verbesserte sich damit deutlich im Vergleich zur letzten Olympiade im Jahr 2010 (53. Platz). An der Spitze der Rangliste stehen China, Südkorea, die USA, Russland und Nordkorea.

Während des Wettbewerbs mussten die Schüler an zwei Tagen viereinhalb Stunden lang Prüfungen überstehen, die jeweils drei theoretische Fragen umfassten. Die Mathematik-Olympiade ist Teil der internationalen Olympiade der Naturwissenschaften, die auch die Fächer Physik, Chemie und Informatik umfasst. Zum ersten Mal gewannen alle 19 Mitglieder der israelischen Delegation eine Medaille. Zu den sechs Medaillen in Mathematik kommen fünf im Fach Physik, vier in Chemie und vier in Informatik. *Newsletter 29.7.13*

Generation der Söhne: David Lau und Yitzhak Josef sind die neuen Oberrabbiner

Bei den Wahlen zum Oberrabbinat Israels haben sich am Mittwoch die Rabbiner David Lau und Yitzhak Josef durchgesetzt.

In Israel gibt es traditionell einen aschkenasischen und einen sephardischen Rabbiner, die die jeweiligen Gemeinden vertreten. Das Oberrabbinat ist die rechtliche und administrative Autorität in religiösen Angelegenheiten (z.B. Eheschließungen), die Juden in Israel betreffen.

Die Väter beider Kandidaten waren auch schon Oberrabbiner gewesen. David Lau setzte sich gegen den ebenfalls hoch gehandelten David Stav durch, betonte aber nach seiner Wahl die Einigkeit: „Ich glaube, wir können mit lieben und guten Menschen aus allen Tei-

len der Gesellschaft eine vereinte Nation schaffen, und ich glaube, wir werden zusammenarbeiten.“ Wie sein aschkenasischer Kollege betonte auch der neue sephardische Oberrabbiner Josef, er wolle der Rabbiner des ganzen jüdischen Volkes sein.

In seinem Kommentar in Israel Hayom beschreibt heute der bekannte Journalist Dan Margalit die Entfremdung, die viele säkulare Israelis gegenüber der Institution des Oberrabbinats empfinden: „Die Wahl der Rabbiner David Lau und Yitzhak Josef trägt nicht zwangsläufig eine Botschaft. Das Neue ist das Altbekannte, und das Alte erfüllte nicht die notwendigen Bedürfnisse im Verhältnis zwischen Säkularen und Religiösen. [...] Die Säkularen stimmen mit den Füßen ab. Sie distanzieren sich und entwickeln ein unabhängiges System von Eheschließung und Scheidung. Die Chancen, die Entfremdeten einzubinden, die nach einem Platz als Nicht-Religiöse in Recht und Gesetz verlangen, schwinden. Diese Menschen werden schlicht auf den Traum verzichten, dazuzugehören und die israelische Gesellschaft wird sich weiter spalten. Die Form verlangt es, den Gewählten Erfolg zu wünschen. Doch die Form ersetzt nicht den Inhalt.“

Bereits vor der Wahl fragte die „Jerusalem Post“ in ihrem Editorial nach den Ursprüngen des Oberrabbinats und der unerfüllten Vision Rav Kooks, des Gründers der Institution, der Religiöse und Säkulare versöhnen wollte.

Der Visionär Kook, der im Jahr 1935 starb, habe richtig vorhergesehen, dass die aufkeimende jüdische Gemeinschaft im britischen Mandatsgebiet Palästina den Grundstein für die neu zu errichtende jüdische Souveränität im Land bilden würde. Zugleich habe er den fehlenden Respekt vieler Juden gegenüber dem Rabbinat einerseits und die Zankereien der verschiedenen religiösen Gruppen andererseits bedauert. Kooks Vision, „die spirituelle Essenz des Rabbinats wiederzubeleben“ und das Rabbinat zu einer „organisierenden Kraft“ zu machen, einer Kraft, die „den ganzen Prozess der Nationenbildung“ beeinflusst, habe sich leider nie verwirklicht.

Newsletter 25.7.13

Alle Nachrichten: Newsletter der israelischen Botschaft in Berlin. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.



Blick auf Jaffa.

Foto: MBR

Hesped für den Studenten Anton Davidov s. A.

Von seinem akademischen Lehrer Prof. Dr. Daniel Krochmalnik

Anton Davidov ist, wie die französische Lokalpresse meldete, am 15. Mai um 15.05 Uhr in den französischen Alpen in die Ubaye gefallen und umgekommen. Dieser banale *fait divers* ist für uns alle, seine Familie und seine Freunde, seine Lehrer, seine Kommilitonen und seine Schüler in Würzburg eine unfassbare Tragödie!

Ich war der akademische Lehrer Antons. Seit Beginn seines Lehramtsstudiums an der Hochschule für Jüdische Studien hat er regelmäßig alle meine Lehrveranstaltungen besucht und mit den Jahren ist aus dem Studenten ein *Talmid Chawer*, ein Schülerfreund, geworden, mit dem ich alle Fragen des jüdischen und allgemeinen Lebens besprach.

Unsere Aufgabe ist es, Studenten auszubilden, zu beraten, zu prüfen, nicht aber, Trauerreden an ihren Särgen zu halten. Ein Lehrer am Sarg seines Studenten ist – trotz des Größenunterschiedes – zu vergleichen mit den Eltern am Grab ihres Kindes. Er hat alles getan, um aus dem Studenten einen Absolventen zu machen, alles vergeblich getan! Diese Verkehrung der natürlichen Generationenfolge wird uns immer wie eine Ungerechtigkeit erscheinen! In meinen 23 Dienstjahren habe ich an dieser Stelle schon Kollegen und Mitarbeiter verabschiedet, wie Prof. Aaron Augus s. A. oder Ignaz Krongold s. A., aber noch nie einen Studenten!

Wenn ich Anton einen Studenten nenne, dann ist das zu wenig gesagt, er war ein Musterstudent! Als wir anfangen, jüdische Lehramtskandidaten zu rekrutieren, da suchten wir junge Menschen aus dem Flüchtlingskontingent aus einem GUS-Land, die nach der Lehrerausbildung in den Gemeinden die Kinder und Jugendlichen aus dem gleichen Flüchtlingskontingent in jüdischer Religion unterrichten sollten. Viele Kandidatinnen und Kandidaten aus diesem Kreis sind angetreten, aber nur ganz wenige haben es bis zum Staatsexamen geschafft. Anton brachte ideale Voraussetzungen mit – er sprach fließend russisch, hebräisch und deutsch und studierte erfolgreich Zweitfächer: Mathematik, Sport und Politik. Mit seiner angenehmen Erscheinung, seinem einnehmenden Wesen, seinem Lerneifer hat er sich in der Hochschule bald beliebt gemacht, die Hochschule wurde ihm zum Lebensmittelpunkt. Er vertrat die Studierenden in den Gremien der Hochschule und nach außen. Keine Hochschulfeier, an der nicht Anton entweder auf dem Foto war oder das Foto schoss. Nun war er fast so weit! Er stand kurz vor dem 1. Staatsexamen und dem Referendariat und hatte bereits seine erste Stelle als Religionslehrer der Jüdischen Gemeinde Würzburg angenommen. Freilich, man sah Anton den jüdischen Religionslehrer nicht auf Anhieb an. Er war ein Naturbursche und Sportsmann – ein Radler, ein Ruderer, ein Wanderer, soviel ich weiß. Sein muskulöser und braungebrannter Oberkörper passte nicht ganz ins Klischee. Das hat auch zu Irritationen geführt. Aber sein Arbeitgeber sah das positiv.



Es sei doch nur gut, wenn die jüdische Religion nicht nur von Leuten vermittelt und verteidigt werde, die von der Heiligen Blässe angekränkelt seien. Anton stand in den Startlöchern seiner Laufbahn, als er plötzlich und für immer fiel.

Lassen Sie mich etwas zu seinem Tod sagen, soweit das überhaupt möglich ist. Anton war ein mutiger Kämpfer. Für diesen Tag hatte er sich einen tückischen Wildwasserfluss vorgenommen. Wir, einige seiner Lehrer und Mitstudenten, saßen währenddessen in der Jüdischen Gemeinde zusammen und lernten bis zum Morgengrauen. Was in dieser Nacht gesprochen wurde, war durch viele Fäden mit Anton verbunden. Ein *Schaliach* der *Jewish Agency* trug über die politischen Gefahren für das Land Israel vor, für das Anton gekämpft hatte. Ein anderer führte eine israelische Kampfsportart vor, die Anton beherrschte. Der Hochschulrabbiner und ein Kommilitone, ein Lehramtskandidat wie Anton, erzählten von ihren Reisen zu exotischen jüdischen Gemeinden, wozu Anton weitere Beispiele hätte beisteuern können. Sein Philosophielehrer dachte mit Maimonides über die geistigen Umwege Israels in der Wüste nach, die auch Anton gegangen war. Ich selbst trug über das Lehren am Fuß des Berges Sinai vor, das nach der jüdischen Tradition nicht nur aus Wiederholung, sondern auch aus der Auseinandersetzung des Sinns der Gebote bestand, wofür die vielen kontroversen Lehrgespräche mit Anton über den Sinn der Gebote eine Illustration wären. Am Ende der Nacht erläuterte schließlich eine Kommilitonin von Anton eine schwierige talmudische Passage, wo unsere Meister von einer verkehrten Welt sprechen, einer Welt ohne Gerechtigkeit und ohne Richter – *Let Din Wel Let Dajan*. Die Seele Antons war hier unter uns, obwohl sein Leib – leider – dort war.

Wenn wir sagen, dass wir diesem glänzenden jungen Mann ein immerwährendes Andenken bewahren wollen, dann sollten wir das in unserem Gedächtnis auch verankern, damit wir unsere gute Absicht nach Abklingen des Schocks nicht wieder vergessen. Da der erste Tag Schawuot die Jahrzeit von Anton Davidov sein wird, schlage ich nach Absprache mit dem Gemeinderabbiner vor, dass wir künftig unseren *Tikkun Lejl Schawuot* Anton-Davidov-*Tikkun* nennen, so dass unser Lernen zu einem Jahrzeitlernen für Anton wird und ihm zum *Tikkun* gereicht.

Lassen Sie mich zum Schluss einen Psalm sagen, der etwas von den Kräften weiß, die Anton aus dem Leben gerissen haben, der aber auch etwas weiß von dem Herrn über diese Kräfte, der seine Seele zu sich in die Ewigkeit nahm. Ich zitiere den Psalm 93 zuerst in der deutschen Übersetzung von Moses Mendelssohn, den Anton aus meinen Seminaren gut kannte.

Der Herr ist König, herrlich geschmückt;
Der Herr hat sein Gewand – die Majestät –
angelegt und fest umgürtet:
So steht sie da, die Welt, und wanket nie!

Unerschüttert steht dein Thron seitdem:
Du selbst von Ewigkeit her!

Wasserströme, Herr!, erheben;
Wasserström' erheben ihr Ungestüm,
Die Ströme heben die Wellen empor.

Erhabener als der Fluten Getöse,
Brausen die Wogen des Weltmeers:
Erhabner noch ist Gott in jener Höhe.

Dein Zeugnis bleibt immer treu;
Deinen Tempel zieret Heiligkeit,
O Herr! auf ewige Zeit!

Bayreuth

Genisa

Im Winter 2009/2010 ist auf dem Dachboden der Bayreuther Synagoge ein wahrer historischer Schatz entdeckt worden, der selbst bei den Plünderungen durch die Nazis nicht bemerkt worden war. Eine Genisa, die wohl 250 Jahre auf dem Dachboden verborgen war, bestehend aus religiösen Schriften, dicken Büchern und Brief-Fragmenten.

Es war ein Fund, der, wie sich herausstellen sollte, das Prädikat einzigartig verdient und somit auch von internationaler Bedeutung ist. Jetzt stehen Auswertung und Digitalisierung der mehr als 1500 Inventarnummern, ca. 8000 Seiten, kurz vor dem Abschluss, mit überraschenden Erkenntnissen.

Die Genisa konnte in einer bestehenden städtischen Synagoge geborgen werden und daher ist sie schon wegen ihrer Auffindsituation eine Besonderheit. Die Wissenschaftlerin Elisabeth Singer, die auch an der Bergung der Funde beteiligt war, verglich diese mit einem Sechser im Lotto.

Zu den bemerkenswerten Entdeckungen zählen zahlreiche Schriften über mystische Liturgie (Kabbala) und Werke über jüdisches Recht. Auch konnten spezielle Amulette für werdende Mütter geborgen werden, die helfen sollten, die hohe Säuglingssterblichkeit zu reduzieren. Ein handschriftliches Amulett war in feines Ziegenleder eingeschlagen und erschien wie neu. Zu den lustigen Fundstücken zählen Fragmente von Erzählungen über Till Eulenspiegel sowie offenbar gern gelesene Theaterstücke und Komödien auf Westjiddisch, das bereits als ausgestorben gilt.

Der zeitliche Schwerpunkt der Schriftenablage, die sich fast ausschließlich an der Ostwand im Dachboden befand, lag in der Anfangszeit der Synagoge um 1760. Nach 1790 wurde dort nichts mehr abgelegt, vermutlich hat man die Schriften auf dem zu dieser Zeit angelegten Jüdischen Friedhof in Bayreuth begraben.

Die Schriftstücke werden momentan in eine Datenbank eingepflegt. Auf der sich im Aufbau befindenden Website der IKG Bayreuth soll Wissenschaftlern und allen Interessierten die Möglichkeit gegeben werden, online in dieser Datenbank zu recherchieren. In gleicher Weise wurden bereits die Gräber mit ihren Inschriften und ihrer Lage auf dem Jüdischen Friedhof digitalisiert und können ebenso wie das von 1760 bis 1933 komplett erhaltene historische Archiv der Gemeinde online eingesehen werden.

Ausgewählte Funde der Genisa sowie Stücke aus dem historischen Archiv sollen im künftigen Museum der Jüdischen Gemeinde Bayreuth gezeigt werden.

Mikwe / Synagoge

Der Bau der Mikwe und die bald beginnende Sanierung der Synagoge ist für die Bayreuther Jüdische Gemeinde ein Jahrhundertprojekt.

Experten von internationalem Rang wurden in das Bauvorhaben eingebunden. Der Darmstädter Architekturprofessor Wolfgang Lorch, dessen Büro „Wandel, Hoefler, Lorch“ unter

anderem die Synagoge in München gebaut hat, ist für die Gestaltung und Durchführung des Projektes verantwortlich. Der weltweit anerkannte und tätige Mikwe-Experte Rabbiner Meir Posen wurde von Anfang an vom Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde, Felix Gothart, in die Planungen einbezogen.

Die Mikwe tritt von außen als Teil der historischen Gartenmauer kaum in Erscheinung. Es handelt sich um eine Grundwassermikwe, die von einem artesischen Brunnen gespeist wird. Als Glücksfall hatte es sich erwiesen, dass die Brunnenbohrung in 70 Meter Tiefe auf eine wasserführende Schicht traf, in der ein artesischer Druck vorhanden ist. Das dort gefundene Wasser kann nun von selbst ohne Einsatz von Luftdruck in die Mikwe gelangen. „So etwas in der Art gibt es meines Wissens in Europa nur noch einmal – in einer Mikwe etwa 80 km von Paris entfernt“, sagt Rabbiner Posen.

In dem Exposé zur Neugestaltung der einzig erhaltenen und noch genutzten Barock-Synagoge schreibt Professor Lorch: „Die räumliche Nähe zwischen dem Markgräflichen Opernhaus und der Synagoge, für jeden Besucher der Stadt unmittelbar sichtbar und erfahrbar, ist somit eine historisch ziemlich seltene Chance, städtebaulich sinnfölig und lesbar zu machen, dass Kulturerbe mehr bedeutet als nur museale Bewahrung vereinzelter Stücke vergangener Baukunst. Es ist, richtig verstanden, vor allem ein in Stein geschriebenes Programm für die Zukunft.“ RS

Hof

Konzert in Karlovy Vary

Am 2. Mai fuhren wir zu einem Konzert des russischen Künstlers Alexander Malinin nach Karlovy Vary. An diesem Ausflug nahmen sehr viele Gemeindeglieder teil. Vielen war der Künstler Alexander Malinin noch aus Russland bekannt. Das Konzert selbst war sehr gut besucht und es herrschte eine ausgezeichnete Stimmung. Da wir noch ein wenig Zeit vor dem Konzert hatten, verbanden wir diesen Ausflug mit einer Stadtrundfahrt in Karlovy Vary.

Gedenkveranstaltung

Am 5. Mai nahmen einige Mitglieder unserer Gemeinde an der Gedenkfeier des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern in Dachau teil.

Konzert mit Igor Milstein

Ein Konzert mit Igor Milstein am 9. Juni in unserer Gemeinde besuchten knapp 80 Mitglieder. Igor Milstein ist ein bekannter Künstler und war schon oft bei uns zu Gast. Ihm gelingt es immer wieder, uns mit seiner lockeren und fröhlichen Art zu begeistern. Das Konzert ist Teil des Kulturprogramms des Zentralrates der Juden in Deutschland.

Familienfest

Zum jährlichen Sommer- und Familienfest luden wir unsere Mitglieder am 16. Juni in

die Gemeinde ein. Das Fest wurde von vielen ehrenamtlichen Helfern vorbereitet. Ihnen möchten wir auch an dieser Stelle persönlich danken. Besonders hervorheben möchten wir die Leistung von Frau Alla Uristzkaya, die schon seit vielen Jahren unseren Kinder- und Jugendchor sowie auch den Erwachsenenchor betreut. Aber auch Herrn Efraim Geißler, der sich schon seit fast einem Jahrzehnt um die hausmeisterlichen Belange der Gemeinde kümmert und immer wieder Ansprechpartner für die verschiedensten technischen Probleme der Gemeinde ist. An unserem Familienfest nahmen fast 120 Menschen teil. Es wurden verschiedene Programme und Musikstücke aufgeführt. Die Madrichim des Jugendzentrums gestalteten ein eigenes Programm nur für die Kinder der Gemeinde. Wir wünschen allen Gemeindegliedern, Freunden und Bekannten ein gesundes und süßes neues Jahr 5774.

Baruch Köhler

Regensburg

Purim 5773

Die Jüdische Gemeinde lud alle Mitglieder zu einer gemeinsamen Purimfeier ein. Nach dem Gebet und der Lesung der Megilat Ester begrüßte Rabbiner Bloch die Gäste zu einem festlichen Brunch im Gemeindesaal. Der Rabbiner betonte, dass jeder alle vier Mizwot von Purim erfüllen müsse. Danach konnte man Geschenkpackchen erwerben, die dann weiterverschenkt wurden (Mischlo'ach Manot). Die Errettung der Juden vom bösen Haman in Persien feierten die Regensburger mit Hamantaschen, Wein, Saft und Wodka. Ein Tisch mit verschiedenen israelischen Spezialitäten wurde von Gemeindegliedern Ludmilla Burdljai vorbereitet. Die Kinder sangen Purimlieder unter der Leitung von Julia Plyatskovska.

Konzert im Klub „Schalom“

Zwei Wochen vor Pessach lud der Klub „Schalom“ zu einem Konzert mit der Sopranistin Diana Petrova aus Gelsenkirchen. Volodimir Barskyy begrüßte die die über hundert Gäste sowie die anwesenden Frauen zum Internationalen Frauentag. Mit „Bey mir biste scheyn“ eröffnete die talentierte Sängerin, begleitet von der Pianistin Elena Tomilova aus Regensburg, die Veranstaltung. Fast zwei Stunden haben sich die Zuhörer an der goldenen Stimme der jungen Sängerin und an der glanzvollen musikalischen Begleitung der Pianistin entzückt. Der Liedernachmittag stand im Zeichen des Walzers und Dreivierteltaktes. Die Lieder und Romanzen wurden in Jiddisch, Russisch, Englisch und Deutsch vorgelesen.

Pessach

Das Pessachfest war wieder einer der Höhepunkte in unserem Gemeindeleben. Im vollen Saal und bei guter Laune leitete unser Rabbiner Josef Chaim Bloch den Seder-Abend. Er erzählte die Pessach-Geschichte, erläuterte die rituellen Speisen mit Bitterkraut und Charosset, die vier Becher Wein, und er führte alle Anwesenden mit viel Freu-

de und Kawanna durch die Haggada. Zum guten Gelingen trugen besonders die Köchinnen bei. Wir danken Frau Ludmilla Burdljai, Frau Mzia Agiashvili und allen anderen ehrenamtlichen Helfern.

Bayern kennen lernen

Mit 50 Mitgliedern der Gemeinde besuchten wir vor Schawuot Bayerns Hauptstadt München. Unser Reiseleiter Leonid machte mit uns zuerst eine Stadtrundfahrt und sprach über die jüdische Geschichte und das jüdische Leben in München. Danach machte er mit uns eine interessante Führung durch das Bayerische Nationalmuseum. Das Bayerische Nationalmuseum zählt zu den großen kunst- und kulturgeschichtlichen Museen Europas. Den Kern der Sammlungen bildet der Kunstbesitz der Wittelsbacher, doch die vielseitigen Bestände greifen weit über die Grenzen Bayerns hinaus. Am Schluss machten wir einen erholsamen Spaziergang durch den „Englischen Garten“.

Gedenken in Dachau

Zum 68. Jahrestag der Befreiung aus den Konzentrationslagern fuhren wir am 5. Mai in das ehemalige Konzentrationslager Dachau. An der Gedenkstätte des Landesverbandes der IKG in Bayern beteiligten sich 53 Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Regensburg. Sie zündeten Kerzen zur Erinnerung an die sechs Millionen ermordeter Juden an, besuchten das ehemalige Krematorium, die Baracke sowie die Fotoausstellung. Auf der Veranstaltung sprachen der Präsident des Landesverbandes der IKG in Bayern, Dr. Josef Schuster und die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München, Dr. h.c. Charlotte Knobloch. Nach dem Beitrag von Vertretern der Jüdischen Jugend in Bayern betete Rabbiner Jechiel Bruckner das El Male Rachamim und das Kaddisch. Danach nahmen die Regensburger an der Kranzniederlegung und an dem Marsch zur Internationalen Gedenkstätte teil.

Soll immer Frieden sein

Den 12. Mai hat der „Klub Schalom“ den Überlebenden des Holocaust gewidmet. In den ersten Reihen saßen die ehemaligen Gefangenen der nationalsozialistischen Konzentrationslager, die Überlebenden der Ghettos, die in Leningrad blockierten und die Teilnehmer der Arbeitsfront. Vorstandsmitglied Wolodimir Barskiy, Leiter des „Klub Schalom“, begrüßte die Gäste und erinnerte an jeden, welcher heute der Gemeinde fehlt. Die Helden der Veranstaltung wurden mit Blumen und Geschenken geehrt. Rabbiner Josef Chaim Bloch verglich die Befreiung der Menschheit vom Naziregime mit der Rettung der Juden aus ägyptischer Sklaverei. Die Konzertgruppe „Freundschaft“ mit der Leiterin Natalia Kremenschutskaja gratulierte allen Überlebenden mit einem Feiertagskonzert. Diese traditionelle Veranstaltung wurde mit anhaltendem Applaus und dem Zwischenruf: „Soll immer Frieden sein!“ beendet.

Jüdisches Wien

Im Juni haben 49 Mitglieder der Jüdischen Gemeinde die österreichische Hauptstadt

und das jüdische Wien besucht. Unvergesslich war die Besichtigung des Gebetshauses für Wiener Juden. 1938 als einzige Synagoge erhalten geblieben, reicht die Geschichte des Stadttempels in der Seitenstettengasse von der Biedermeierzeit bis heute. Frau Mali Shaket hat alle Gäste herzlich begrüßt, ihnen die Synagoge gezeigt und über die jüdische Geschichte und das jüdische Leben in Wien erzählt. Mit Reiseleiterin Irina machten wir einen sehr interessanten Spaziergang durch die jüdischen Stadtteile. Spannend waren auch Besuche im Jüdischen Museum, im Museum Judenplatz, im Palais Eskeles und am Holocaust-Mahnmal. Der fantastische Ausflug endete mit dem Besuch von Schloss Schönbrunn. Ausgezeichnet war Essen und Trinken im koscheren Restaurant „Bachur Tov“. Die Teilnehmer danken dem Vorstand und allen Sponsoren für die Unterstützung der Reise.

Straubing

Das Leben in unserer Gemeinde war auch in diesem Jahr geprägt von den jüdischen Feiertagen und anderen wichtigen Ereignissen.

Nach der Lesung der Megillat Esther am 24. Februar feierten wir das Purimfest. Alex Burdo spielte für uns, es wurde viel getanzt und zur Stärkung gab es nicht nur Hamantaschen.

In der Woche der Brüderlichkeit hielt Yuval Lapide am 27. Februar einen Festvortrag im Rathaussaal. Sein Thema: „Sachor, Gedenke! Der Zukunft ein Gedächtnis“. Umrahmt wurde der Vortrag von der Gesangsgruppe der Gemeinde und der Pianistin Luisa Zap.

In diesem Jahr feierten wir Pessach nur einen Seder in der Gemeinde. Mehr als 80 Personen nahmen daran teil. Rabbiner Appel führte gemeinsam mit dem Vorsitzenden Israel Offman und mit Mendel Muraiti durch den Abend und sie erzählten die Pessach-Geschichte in drei Sprachen. Den zweiten Sederabend wollten die Mitglieder lieber zu Hause im Familienkreis feiern.

Zwei besondere Kulturevents gab es im April. Das Konzert „Grand Voyage“ des Kaljushny-Trio am 7. April, gefördert durch den Zentralrat, war ein sehr großer Erfolg, und eine Woche später führte „Mistana“ unsere Mitglieder mit ihrer mystischen Harfe in das Reich der Esoterik.

Vor der Synagoge in der Wittelsbacherstraße wurden am 24. April Stolpersteine verlegt zum Gedenken an: Julius Baumblatt, Jenny Baumblatt, Lore Baumblatt, Sabina Baumblatt, Nathan Zvi Halevi Frank, Sara Frank und Julie Loose. Bemerkenswert ist, dass die Paten für die Stolpersteine Schulklassen und jüngere Menschen sind, die die Lebensläufe der Umgekommenen vortragen.

Zur Gedenkfeier des Landesverbandes am 5. Mai in Dachau fuhren dieses Mal auch Mitglieder der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit mit. Unsere Mitglieder fanden diese Idee sehr gut, denn es

war eine gute Gelegenheit, ins Gespräch zu kommen und Gedanken auszutauschen.

Zur Den-Pobedy-Feier am 9. Mai bestand unser Vorsitzender Israel Offman darauf, die Klezmer-Band von Roman Kuperschmidt nach Straubing einzuladen, um diesen wichtigen Tag gebührend zu feiern.

Die Schawuot-Feiertage wurden traditionell begangen und alle Besucher der G'ttesdienste freuten sich bei den Kidduschim über Käsekuchen und Blintzes mit Quarkfüllung. Viele erinnerte das an „zu Hause bei der Mamme“.

Ein besonderes Erlebnis war am 19. und 20. Mai unsere Reise nach Dresden. Der Besuch der Jüdischen Gemeinde und der Galerie „Alte Meister“, die Stadtführung und die Semperoper, die Sächsische Schweiz und die Festung Königstein werden unseren Mitgliedern sicher in Erinnerung bleiben.

Der Höhepunkt unseres Gemeindelebens war allerdings eine richtige „jüdische Chassene“. Am 30. Mai heirateten Luba Symonenko und Mendel Muraiti unter der Chuppe in unserer Synagoge. Und das war nicht nur für das Brautpaar ein wichtiges Ereignis, sondern für alle Beteiligten ein großes Erlebnis. Rabbiner Bruckner, Mendel Muraitis Lehrer, vollzog die Trauung, unterstützt durch Gemeinderabbiner Appel. Bei der anschließenden sehr fröhlichen Feier wurden die zahlreichen Gäste von nah und fern mit traditionellen jüdischen Köstlichkeiten verwöhnt. Wir wünschen dem Brautpaar auch auf diesem Weg ein herzliches „Mazal Tov“. J.G.

20 Jahre Zuwanderung

Für die Jüdischen Gemeinden in Deutschland ist es wahrlich ein Grund zum Feiern: Die Zuwanderung aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion brachte den Gemeinden seit den Neunzigerjahren über 200.000 neue Mitglieder. Am 1. März 1993 kamen die ersten zwanzig Zuwanderer auch nach Straubing. Und die Kultusgemeinde Straubing feierte dies im Sommer mit einem großen Jubiläumsfest.

„Ihre Gemeinde war dadurch eine mit einer schnell wachsenden Mitgliederzahl“, sagte Karin Offman, Geschäftsführerin des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern in ihrem Grußwort. Und sie ergänzte: „Ein großes Kompliment darf ich dem Vorstand aussprechen. Er hat die nötigen Baumaßnahmen diesen neuen Gegebenheiten angepasst. So kann Straubing eine familiäre Gemeinde bleiben, in der sich alle Mitglieder wohlfühlen, ob zugewandert aus Polen, der ehemaligen Sowjetunion oder hier geboren.“



Karin Offman (li.), Landesverbandsgeschäftsführerin aus München, überbringt die Grüße der IKG Bayern und Svetlana Zap, Sozialarbeiterin, der Gemeinde.



Unsere Tanzgruppe.



Der Gemeindechor „Gescher“.

Svetlana Zap war 29 Jahre alt, als sie am 1. März 1993 mit einer Gruppe von zwanzig Zuwanderern nach Straubing kam und im Übergangwohnheim in der Regensburger Straße untergebracht wurde. Sie kam ursprünglich aus der Millionenstadt Kiew. „Straubing ist eine sehr kleine Stadt“, sagt sie heute, „man muss sich daran langsam gewöhnen“. Die heutige Geschäftsführerin der Gemeinde, Anna Zisler, war damals Heimleiterin im Übergangwohnheim und sie brauchte eine Dolmetscherin. Svetlana Zap machte einen Deutsch-Kurs, sechs Monate, und wurde Mitarbeiterin von Anna Zisler. Das ist die Mutter von zwei Kindern heute noch als Sozialarbeiterin im Gemeindebüro. „Die Gemeinde hatte damals, 1993, ca. hundert Mitglieder, heute ca. 800“, sagt Anna Zisler. Dadurch habe sich für die Gemeinde viel verändert, man habe jetzt einen Rabbiner und ständig einen Minjan. „Es ist ein Geben und Nehmen“, sagt sie, „und diese Symbiose ist eine Garantie dafür, dass mittlere Gemeinden wie Straubing eine Zukunft haben werden, denn ohne die Zuwanderung, die für uns vor zwanzig Jahren begann, wäre die Straubinger Synagoge heute ein Museum.“ *bere.*



Israel Offman, Vorsitzender der Gemeinde, und Svetlana Zap begrüßen die Gäste.



Auf dem Fest hatten wir über 130 Gäste.

Weiden

Ehrung für Hermann Brenner

Hermann Brenner war ursprünglich kein Weidener, er war auch kein Oberpfälzer. Nach seiner Befreiung aus einem polnischen KZ, auf seinem Weg nach Westen, stieg er in Weiden aus dem Zug, weil dies die erste Stadt in der amerikanischen Zone war. Er blieb und wurde eine hoch geachtete Persönlichkeit im öffentlichen Leben der Stadt. Der 1916 in der Nähe von Krakau geborene Hermann Brenner baute in Weiden eine kleine jüdische Gemeinde auf, war über vierzig Jahre ihr Vorsitzender, etablierte sich als angesehenen Textilhändler und als Fußball-Fan trat er in den ersten Jahren noch selbst den Ball bei Makkabi Weiden. Seine Tätigkeit als Präsidiumsmitglied im Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern brachte ihm auch Ansehen auf Landesebene und das Bundesverdienstkreuz. Mit der Einweihung des Hermann-Brenner-Platzes an der Campus-Allee setzte die Stadt dem zugewanderten Lokalpatrioten nun ein sichtbares und bleibendes Denkmal.

„Wenn Weiden heute einen Hermann-Brenner-Platz erhält, ist das eine Ehrung, die gleichermaßen der Stadt, Herman Brenner und seiner Familie widerfährt“, erklärte Dr. Josef Schuster, Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden. „Hermann Brenner entschied sich nach der Schoa in Weiden zu bleiben, sich eine Existenz aufzubauen und eine Familie zu gründen.“ Schuster würdigte Brenners Lebensweg, machte aber auch persönliche Anmerkungen. „Er war ein optimistischer und fröhlicher Mensch. Das weiß ich, denn meine Eltern waren mit den Brenners befreundet. Aber erst in späteren Jahren habe ich begriffen, wie viel Mut und Kraft es den Brenners, aber auch meinen eigenen Eltern gekostet haben mag, sich für Deutschland und den Aufbau jüdischen Lebens hier zu entscheiden.“

Mehr als 100 Gäste waren zur Platz-Einweihung ins Festzelt gekommen. Darunter auch



Oberbürgermeister Kurt Seggewiß, zahlreiche Vertreter aus dem öffentlichen Leben der Stadt, Brenners Söhne und Enkelkinder und die Ehefrau Henny des 2004 im Alter von 88 Jahren Verstorbenen. Mehrere Redner würdigten auch Henny Brenner, nicht zuletzt ihre Söhne. „Ganz besonders aber wollen wir uns bei einer Person bedanken, ohne die unser Vater wahrscheinlich nicht mehr als zwei Tage hätte auskommen können: unsere Mutter, mit der er 52 Jahre lang verheiratet gewesen war“, sagte der in München lehrende Geschichtspräsident und Sohn Michael Brenner. Und sein Bruder Leonhard ergänzte die starke familiäre Prägung: „Obwohl ich mich für Technik statt Sport interessierte, kam das Gen meines Vaters durch und auch ich wurde Kaufmann. Aber wir wussten nicht viel über seine Vergangenheit. Erst im hohen Alter von 86 Jahren konnte er sich dazu durchringen, uns sein Krakau zu zeigen. Es war seine letzte große Reise und ich glaube, es hat ihn genauso bewegt wie uns.“ *bere.*



Von links: Oberbürgermeister Kurt Seggewiß, Henny Brenner, Prof. Michael Brenner, Leonhard Brenner, Dr. Josef Schuster, Leonid Shaulov, Gemeindevorsitzender Weiden, und vorne Dr. h. c. Charlotte Knobloch.

Würzburg

Schabbaton im Gemeindezentrum Schalom Europa

Frauen lagern auf großen Kissen unter Zelt-dächern, Kinder rennen um sie herum und spielen jauchzend Fangen; auf einer Decke räkelt sich genüsslich ein Baby, während aus der Synagoge gedämpft der Gesang der Männer schallt. Wer am vergangenen Schabbatmorgen den Innenhof des jüdischen Gemeindezentrums „Schalom Europa“ in Würzburg betrat, konnte ein fast biblisch anmutendes Idyll entdecken.

Diese kleine Oase im Sonnenlicht war so etwas wie ein Luftholen, eine kleine Atempause zwischen den vielen anregenden Seminaren, Diskussionen und Vorträgen, zu denen sich an einem Wochenende Anfang Juli rund 160 meist junge Leute aus allen Teilen der Bundesrepublik versammelt hatten. Und vielleicht bot diese friedliche Szene auch schon so etwas wie eine Antwort auf die Frage, die sich dieser Schabbaton gestellt hatte, galt es doch: „Zeitlose Werte in einer wertlosen Zeit“ zu ermitteln. „Familie“ könnte zweifelsohne einen solchen Wert verkörpern; immerhin waren 30 Kinder im Alter zwischen drei Monaten und 15 Jahren mit nach Würzburg gekommen. „Freundschaft“ ebenso: „Freunde aus Jahrzehnten wiedertreffen“ – auch das nannten viele Teilnehmer als ein wichtiges Motiv, warum sie sich für dieses Seminar, das vom Bund traditioneller Juden (BTJ) bereits zum zweiten Mal in Kooperation mit dem 3-Rabbiner-Seminar, Jewish Experience und Morasha Germany veranstaltet wurde, angemeldet hatten.

Denn die meisten Besucher haben seit ihrer Jugend immer wieder an solchen Wochenenden teilgenommen, weil sie wussten, dass sie dort auf Gleichgesinnte mit einer ähnlichen Sehnsucht und einem ebenso großen Wissensdrang nach allem, was zur jüdischen Tradition und Lebenspraxis gehört, treffen

würden. So wie die Event-Managerin Daniela Kalmar-Schönberger aus Berlin, die das Wochenende geplant hatte, oder Leute wie Anna und Pawel Segal, die auch schon eine Reihe solcher Veranstaltungen organisiert haben und für die eine Begegnung wie jetzt in Würzburg ein einziges großes Wiedersehen mit Weggefährten aus vielen Jahren bedeutet.

„Für meine Mutter war Jüdischsein dasselbe wie Ausgrenztsein“, erinnert sich Anna. „Ich aber wollte eine positive jüdische Identität für mich entwickeln.“ Mit zwölf Jahren ist sie mit ihrer Familie aus der Ukraine nach Leipzig gekommen, heute, mit 27 Jahren, lebt sie dort mit ihrem Mann und ihren bald zwei Kindern in unmittelbarer Nachbarschaft zur Synagoge und in einer Gemeinschaft mit anderen religiösen Familien zusammen. Und damit sie nicht mehr immer alle nach Wien zum Einkaufen fahren müssen, hat ihr Mann Pawel vor einiger Zeit einen eigenen koscheren Laden in Leipzig eröffnet. Ihr nächstes großes Projekt, das sie mit Tatkraft anpacken wollen, ist die Gründung einer jüdischen Schule.

Genau um solche praktischen Fragen, um den Austausch von Erfahrungen, Tipps und Informationen für die Ausgestaltung des jüdischen Lebens in den Heimatgemeinden ging es an diesem Wochenende. Das ist auch ganz im Sinne des Präsidenten des BTJ, Michael Grünberg, der die Aufgabe seiner Organisation darin sieht, Gemeinden gleichermaßen logistisch wie auch spirituuell bei der Verwirklichung traditioneller jüdischer Werte zu unterstützen. „Dabei sehen wir uns keinesfalls in Konkurrenz zu den anderen jüdischen Denominationen“, betont Grünberg. Dass so viele junge Leute – Paare, Familien und Singles – zu diesem Schabbaton nach Würzburg gekommen sind, erfüllt ihn sichtlich mit Freude. Denn er weiß, dass es an ihnen liegt, die kleineren Gemeinden überall im Bundesgebiet am Leben zu erhalten.

Grünberg selbst ist seit vielen Jahren Vorsitzender der etwa 1000 Mitglieder zählenden jüdischen Gemeinde in Osnabrück und hat dort unter anderem erfolgreich einen jüdischen Kindergarten unter christlicher Träger-



Tagungs-Empfang. Fotos: Heinz-Peter Katlewski

schaft aufgebaut. Denn wenn in den Familien das Wissen um jüdische Traditionen fehlt, müssen Einrichtungen wie Kindergärten, Jugendzentren und Schulen diese Lücke füllen, ist der Präsident des BTJ überzeugt.

Oder eben Veranstaltungen wie dieser Schabbaton, der auch in spiritueller Hinsicht viel zu bieten hatte. So fanden sich am Schabbat zum Morgengebet tatsächlich zwölf Rabbiner in der Würzburger Synagoge ein. Vor allem aber die Vorträge von Pinchas Goldschmidt, dem amtierenden Oberrabbiner von Moskau und Präsidenten der Conference of European Rabbis (CER), fesselten und beschäftigten die Zuhörer bis tief in die Nacht. Am Vorabend des Schabbat hatte Goldschmidt bis weit nach Mitternacht über das Thema Giur (Übertritt) auf Basis des Talmud gesprochen, und was er dabei ausgeführt hatte, wurde auch am nächsten Tag noch in vielen kleinen Grüppchen begeistert diskutiert. Am Schabbat selbst saß der Oberrabbiner aus Moskau mittags auf dem Podium und analysierte gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Würzburger Gemeinde, Josef Schuster, und Vertretern beider christlicher Konfessionen Selbstbezogenheit und Werteverlust in der modernen Gesellschaft.

Dabei herrschte sofort Einigkeit unter den Beteiligten, dass die von den Religionen vermittelten Werte stets zeitgemäß blieben und einer Tendenz zu Egozentrismus und Vereinzelung entgegenwirken können. Von Moderator Bernhard Quensel (Jewish Experience Frankfurt) danach gefragt, definierte Goldschmidt den Begriff der Freiheit, den er darin verwirklicht sieht, dass das jüdische Volk mit dem Auszug aus Ägypten nur Gott unmittelbar und keiner anderen Macht untersteht. In der Diaspora erkennt Goldschmidt Freiheit auch in dem „Recht der jüdischen Minorität auf Anderssein“. Vor allem aber sprach Goldschmidt über die Freude, ohne die die Einhaltung der Mizwot nichts wert sei. Und dass Freude und das „Joch der Tora“ durchaus zusammenpassen, das konnte man wohl nirgendwo besser als an diesem Wochenende in Würzburg erleben.

Barbara Goldberg



BTJ-Vorsitzender Michael Grünberg (li.) mit Tagungsteilnehmern aus Osnabrück.

Gedenktafel erinnert wieder an die Deportation der Juden aus Würzburg und Unterfranken

Seit Ende 2003 gab es in Würzburg ein weiteres Mahnmal, das an die Vernichtung der Juden in der Zeit des Nationalsozialismus erinnerte. Die Gedenktafel war am 27. November gegenüber dem Verladebahnhof Aumühle an der Mauer der damaligen Firma Glas-Keil in der Nürnberger Straße/Ecke Äußere Aumühlstraße enthüllt worden. Im Februar 2013 verschwand sie dann plötzlich. Ganz offensichtlich war sie von Vandalen entwendet und zerstört worden. Später wurde sie dann im Gebüsch eines benachbarten Grundstücks gefunden. Die Täter konnten bis heute nicht ermittelt werden.

Am 4. Juni 2013 wurde eine neue Gedenktafel an der gleichen Stelle würdig enthüllt. Gestiftet wurde sie wiederum von Stadtrat Heinrich Jüstel (SPD), der auch die erste gespendet hatte. Im Beisein von Vertretern der Stadt Würzburg, der Israelitischen Kultusgemeinde, der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Würzburg-Lengfeld, der Aktion Stolpersteine, der SPD und von weiteren interessierten Bürgern wurde sie der Öffentlichkeit übergeben.

Wie die zerstörte zeigt auch die neue Tafel auf der linken Seite eine Reproduktion des Originalphotos des Marsches der Würzburger Juden von der Sammelstelle Platzscher Garten zum Verladebahnhof Aumühle. Auf der rechten Seite kann der Betrachter unter dem hebräischen und deutschen „ZUM GEDENKEN“ den folgenden erschütternden Text lesen: „VOM VERLADEBAHNHOF AUMÜHLE WURDEN 1941 BIS 1943 ÜBER 1500 JÜDISCHE BÜRGER WÜRZ-

BURGS UND UNTERFRANKENS IN DIE VERNICHTUNGSLAGER DEPORTIERT UND DORT FAST AUSNAHMSLOS ERMORDET. Gestiftet von Stadtrat Heinrich Jüstel (SPD-Lengfeld)“.

In einer kurzen Ansprache begrüßte Stadtrat Jüstel alle Anwesenden. Er erklärte, dass er hinter der Vernichtung der ersten Gedenktafel keinen politischen oder rassistischen Hintergrund, sondern vielmehr alkoholbedingte Zerstörungswut vermute. Er betonte, dass Würzburg plakativ an die Nazizeit erinnern müsse. „Das Mahnmal am Paradeplatz für die verfolgten Sinti und Roma sowie die Aktion Stolpersteine sind ebenso wichtig wie solche Gedenktafeln. Dennoch gibt es noch einiges zu tun.“ Jüstel sprach sich gegen Schuldzuweisungen aus, er meinte aber, es müssten unbedingt Konsequenzen für die Zukunft gezogen werden.

Auch der Kulturreferent der Stadt Würzburg, Mughtar Al Ghusain, erklärte in seiner kurzen Rede, dass „Opferorte sichtbar gemacht werden und dass Bürger sich intensiv und achtsam erinnern sollten“. Er stellte fest, dass die Gedenktafel in der Nürnberger Straße am ehemaligen Glas-Keil-Gebäude ziemlich nah am früheren Verladebahnhof Aumühle zu finden sei, von dem aus die Juden in die Konzentrationslager deportiert worden sind. „Dezent und dennoch für jeden erkennbar lässt sie nun wieder innehalten“.

Gerade in einer Zeit, in der nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa und weltweit Fremdenfeindlichkeit, aber auch

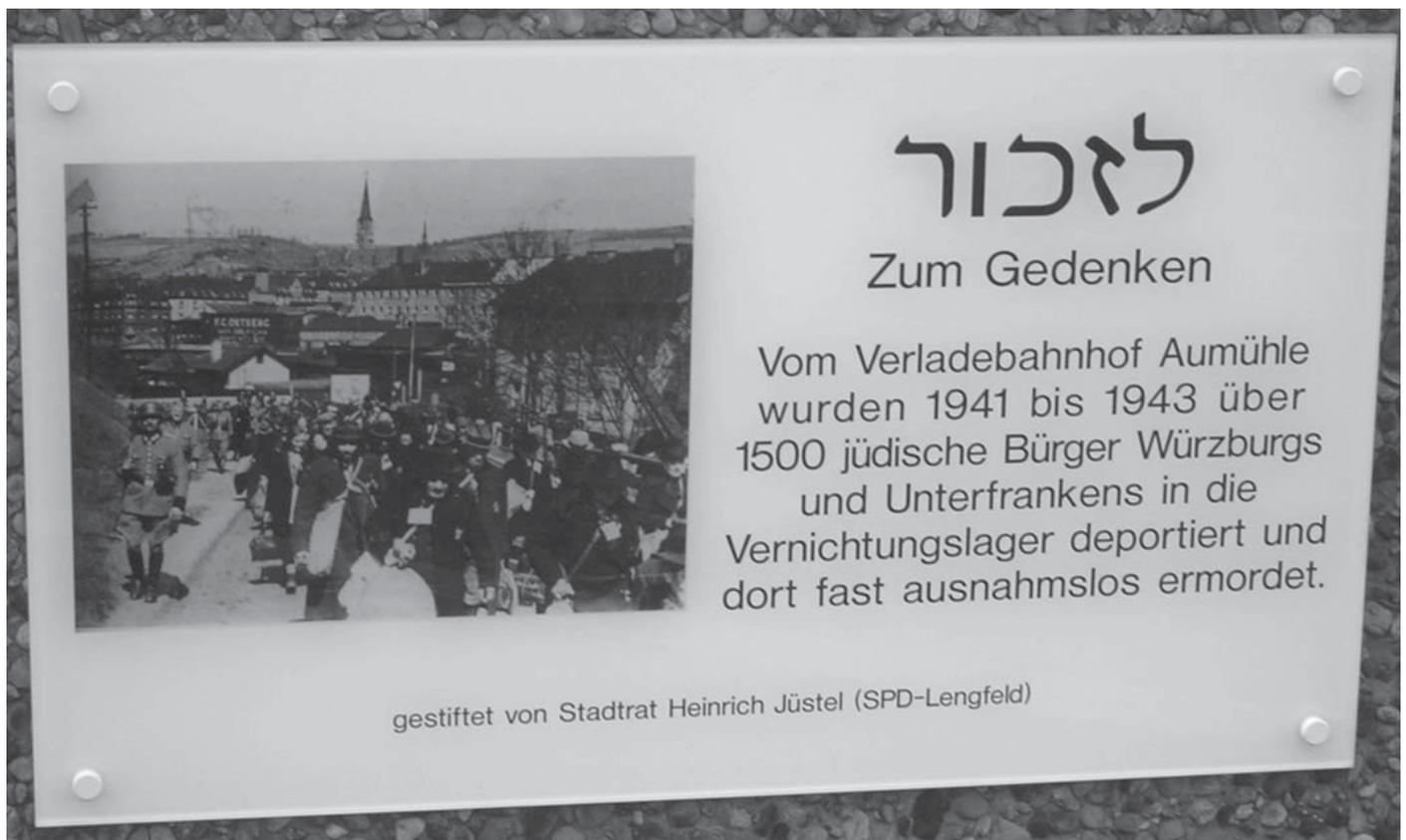


**Einstimmung
auf den Schabbat**

Radio Schalom
des Landesverbandes
der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern
sendet das
2. Hörfunkprogramm
des Bayerischen Rundfunks
jeden Freitag
von 15.05 bis 15.20 Uhr

Antisemitismus wieder vermehrt sichtbar werden, bedarf es Mut, eine Gedenktafel wie diese nochmals zu stiften und der Öffentlichkeit zu übergeben. Diesen Mut hat Stadtrat Heinrich Jüstel gezeigt. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung.

Israel Schwierz



Jüdische Jugend in Bayern

Machane-Atid

Zum Ferienlager des Landesverbandes, dem MACHANE-ATID, kamen wir mit unseren Chanichim in diesem Jahr nach Passau.

Unser neues Madrichim-Team: Albert, Artur, Alex, Illya, Daniel, Shimon, Jonathan, Nataliya, David, Lisa und Katja und das Team Tora MiZion unter der Leitung von Rav Brukner.

Es gab sogar eine selbst komponierte Hymne für das Machane und auch für die einzelnen Kwuzot.

Jeden Tag machten wir Peulot, Ausflüge und Spiele. Die Chanichim beteiligten sich an Projekten, tanzten den trendigen Flash Mob „Harlem Shake“ und machten ein Quiz zum jüdischen Kalender.

Im Mittelpunkt stand wie immer der Iwrit-Unterricht. Die Madrichim waren immer gut gelaunt und sie übertrugen dies auf die Kinder. Traditionell wurde jeder Tag mit dem Abendgebet von Rav Brukner beendet.

Die Stimmung im Machane-Atid war einzigartig und die Begegnungen mit neuen Freunden bleiben unvergesslich!

Leider musste sich ein Teil unseres Teams verabschieden, denn Tora MiZion und Rav Brukner haben uns ein letztes Mal begleitet. Sie gehen wieder zurück nach Israel!

Wir danken allen, die uns geholfen haben und natürlich den Chanichim fürs Mitmachen!

Bis zum nächsten Mal! Euer Madrichim Team

Katja Boyko



Madrichot Natalya, Lisa und Katja

Dachau

Am 5. Mai 2013 hatten Katja Boyko und ich die Möglichkeit, im ehemaligen KZ Dachau unsere lang vorbereitete Rede über „Antisemitismus in der Jugend“ zu präsentieren und damit unseren Beitrag zur Erinnerung an die Opfer der Gräueltaten des Dritten Reiches zu leisten.

Schon im März überraschte mich Luba Symonenko mit dem Vorschlag, zusammen mit Katja die besagte Rede zu halten. Ich sagte sofort zu, ebenso wie Katja, auch wenn ich zuerst ein wenig überrumpelt war. Schließlich wurden eine Menge Leute erwartet, vor denen man sich nicht blamieren wollte.

Kaum hatten wir die Aufgabe erhalten, begannen Katja und ich schon, mit der Hilfe von Luba Symonenko und Lena Endina, mit der Suche nach einem geeigneten Thema. Dieses wurde schnell gefunden und nun ging es an die Hauptarbeit, an den Inhalt. Nach vielen Diskussionen und einigen Überarbeitungen einigten wir uns schließlich alle, und bevor wir uns versahen, saßen wir schon, zusammen mit anderen Mitgliedern der Jüdischen Jugend in Bayern, im Bus nach Dachau.

Das Thema der Veranstaltung war das Gedenken zum 68. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau. Als wir dort ankamen, war schon viel los und wir wurden immer aufgeregter. Bevor wir dran kamen, teilten uns Dr. h. c. Charlotte Knobloch und Dr. Josef Schuster ihre Gedanken und Gefühle zum dunkelsten Kapitel der jüdischen Geschichte mit. Dann war schon unser Auftritt an der Reihe. Es lief zum Glück alles wie geplant und wir konnten den Rest der Veranstaltung auf uns wirken lassen. Anschließend sprach Rabbiner Jechiel Brukner noch ein sehr berührendes Gebet für die KZ-Opfer.

Ich denke, Ereignisse wie diese sind wichtig, vor allem, um uns zu erinnern. Es ist notwendig, den Fokus ab und zu auf die Vergangenheit zu richten, denn diese wirkt sich auch auf unsere Gegenwart und Zukunft aus. Diese Gedenkfeier hat uns alle zum Nachdenken angeregt und wir würden gerne nächstes Mal wieder mitmachen.

Jonathan Fridman



Der Landesverband
der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5774

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Herren Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster
Präsident

Der Landesausschussvorsitzende
der Jüdischen Gemeinden in Bayern
wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern
ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.

לשנה טובה תכתבו

David Kapzan

Alles Gute zum neuen Jahr 5774
den jüdischen Gemeinden in Deutschland,
dem Landesverband der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern und
dem Zentralrat wünscht

Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.

Allen unseren Mitgliedern
und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt
wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth

Allen unseren Mitgliedern
sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden
und allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland
wünschen wir ein glückliches neues Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Straubing

Israel Offman, Vorsitzender

Schanah Towa
5774



Jüdische
Gemeinde
Weiden

Die besten Wünsche zum Neujahr
an alle Mitglieder und alle, die uns kennen,
mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.

Der Vorstand

Die Israelitische Gemeinde Würzburg

übermittelt allen ihren Mitgliedern,
Freunden und Bekannten
die besten Neujahrswünsche!

Allen unseren Mitgliedern sowie
den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden,
Freunden und Bekannten wünschen wir
Glück und Frieden zum neuen Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Amberg
Vorstand IKG Amberg
Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Robert Rojzman

SCHANA TOWA
wünschen wir allen unseren Gemeinden,
dem Landesverband
und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.

Israelitische Kultusgemeinde Erlangen

<p>Herzliche Glückwünsche zum Jahreswechsel 5773/5774 an alle Kollegen und Mitarbeiter der Gemeinden in Bayern übermittelt auf diesem Wege der Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof Dr. Jakob Gonczarowski</p>	<p>Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5774. Israelitische Kultusgemeinde Augsburg</p>
<p>SCHANA TOWA Zu Rosch Haschana 5774 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr. Jüdische Gemeinde Regensburg</p>	<p>Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten übermitteln wir auf diesem Wege zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Familie Karin und Bernhard Offman</p>
<p>Statt Karten Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband, den jüdischen Gemeinden in Deutschland und unseren Mitgliedern ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5774. לשנה טובה תכתבו ותחתמו</p>	<p>Die »Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.« wünscht allen Mitgliedern und Freunden im In- und Ausland ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו</p>
<p>Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו Ilse Ruth Snopkowski Familie Dr. Peter Snopkowski Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli</p>	<p>Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche. André Berkal und Töchter</p>
<p>לשנה טובה תכתבו Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr 5774. Familie Michael Trüger Regensburg</p>	<p>Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche! Felix Gothart, Bayreuth</p>

Allen Freunden, Verwandten und Bekannten
wünschen wir ein frohes
und gesundes Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Chaim Lustanowski, Regensburg

Anlässlich des Neujahrsfestes
wünschen wir allen Verwandten, Freunden
und Bekannten im In- und Ausland
alles Gute!

לשנה טובה תכתבו

Anna Pasternak, Fürth

ORT DEUTSCHLAND ROSH-HASHANA 5774-2013

 **DIE BESTEN WÜNSCHE FÜR
EIN FROHES NEUES JAHR** לשנה טובה תכתבו

Uri Siegel
DIREKTOR ORT

Chaim Lustanowski
VORSTAND ORT

Erfüllen Sie Ihre erste Mitzwa
im Neuen Jahr
tragen Sie zur führenden Position
unserer Jugend, in vielen Bereichen
von Technik, Forschung, Wissenschaft bei.



ORT-Deutschland e. V.
Hebelstraße 8
D 8000 Frankfurt/M. 1
Tel. (0 69) 44 90 81
Einrichtung für Jüdische Jugend Bonn AG, Frankfurt/M.
No. 1092222 Bonn für Gemeindeförderung AG, Frankfurt/M.
Postfachkonto: 888 Frankfurt 10033-808

Allen Freunden und Bekannten
entbiete ich zu den Hohen Feiertagen
meine herzlichsten Wünsche für
ein gesundes neues Jahr!

RA Uri Siegel

Allen Freunden, Verwandten und Bekannten
wünsche ich ein frohes
und gesundes Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Paulette Citronenbaum, Regensburg

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Rabbiner Joel Berger und Familie
Stuttgart – Antwerpen – Berlin

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
wünschen wir
ein glückliches und gesundes neues Jahr!

Familie Better, Israel/Straubing

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

**Genia Danziger und Familie David Danziger
mit Cela Feinstein**
Regensburg

Allen unseren Freunden und Bekannten
wünschen wir
ein gesundes und glückliches neues Jahr!

Luba Silberstein und Familie

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Familie Kuzenko, Regensburg

<p>Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familie Dr. Josef und Jutta Schuster</p>	<p>Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.</p> <p>Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik</p> <p>שנה טובה ושלו</p>
<p>Anlässlich des Neujahrsfestes allen Verwandten, Bekannten und Freunden alles Gute.</p> <p>Familie Steinberg, München</p>	<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p>Le'Schana Towa Tikatewu We'techatemu</p> <p>Familie Wladimir Barskyy, Regensburg</p>
<p>Familie Berger wünscht allen Verwandten und Bekannten ein gesundes und glückliches neues Jahr!</p> <p>Familie Ignaz Berger, Amberg</p>	<p>Zum neuen Jahr senden wir allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland die herzlichsten Glückwünsche!</p> <p>Schana towa!</p> <p>Familie Brenner, Weiden</p>
<p>לשנה טובה ותחתמו תזכו לשנים רבות טובות ונעימות</p> <p>Allen unseren Freunden im In- und Ausland möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche anlässlich Rosch Haschana 5774 zum Ausdruck bringen.</p> <p>Familie Dr. Asher Khasani</p>	<p>Statt Karten Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familie Michael Berger, Amberg</p>
<p>Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Familie Rasel und Ronell Rosengold Regensburg</p>	<p>Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glücks- und Segenswünsche!</p> <p>Familie Israel Offman Familie Hanna Zisler</p>

Allen Freunden und Bekannten
die herzlichsten Wünsche
zum neuen Jahr.

Edith Kuszner, München

Allen Freunden und Bekannten
entbieten wir die herzlichsten Wünsche
zu den Hohen Feiertagen
und für ein gesundes neues Jahr!

Oded Baumann, Würzburg

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein frohes
und glückliches neues Jahr.

Familie Cella Pilla

Wir wünschen dem Vorstand und den
Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg
sowie allen Bekannten
ein frohes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

**Familie Soroka
Regensburg**

Allen meinen Freunden und Bekannten
die besten Wünsche zu Rosch Haschana 5774.

Familie Nachman Brandlak
Schwandorf

Ein gesundes und glückliches neues
Jahr 5774 wünschen Ihnen

**die Mitarbeiter
des Landesverbandes der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern KdÖR**

Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und
Bekanntem die herzlichsten Glückwünsche
„LESCHANA TOVA TIKATEVU –
möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“

Familie Mazo, Augsburg



והגית בו | HOCHSCHULE FÜR
יוםם | JÜDISCHE STUDIEN
ולילה | HEIDELBERG

Wir wünschen unseren Autoren und Lesern,
unserem Landesverband und allen Gemeinden
ein gesundes und glückliches neues Jahr.

**Redaktion und Druckerei
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN**

לשנה טובה תכתבו שנת בריאות, שפע ושלווה

*Ein glückliches neues Jahr
in Gesundheit und Frieden*

Jüdische Landgemeinden in Bayern (34)

Von Michael Schneeberger

„... unter welchen 139 Juden und eine Synagoge sind ...“

Die Geschichte der Juden von Kleinheubach

FÜR OTTO OPPENHEIMER 1927 – 1942

„Der Ort mag seinen Namen von den Heiden, [den Römern], haben, von deren Anwesenheit vielfältig Spuren in der Gegend sichtbar sind,“ schreibt der Historiker Pleickard Stumpf über den Marktflecken Kleinheubach in seinem geographisch – statistisch – historischem Handbuch über die Ortschaften des Königreichs Bayern im Jahr 1852.

Auf unserem Weg zu den ehemaligen jüdischen Landgemeinden des Freistaates sind wir wiederum „beim letzten Haar am Schwanz des bayrischen Löwen“ in der Aschaffener Medine gelandet, bei den jüdischen Gemeinden, die vor 1806 zumeist in der Einflussphäre des Erzbischofs von Mainz lagen und auch heute noch eher nach Frankfurt als nach München orientiert sind.

Der Marktflecken Kleinheubach liegt am Ende des „nassen Limes“, der um die moderne Zeitenwende bestehenden Grenze zwischen dem Römischen Reich und den germanischen Stammesgebieten, die durch den Main von Aschaffenburg bis Miltenberg gebildet wurde. Jenseits der durch den Fluss gebildeten Grenze, zog sich der Limes nordwestlich bis zur Nordsee und in südlicher Richtung bis zur Donau. In den Aufsätzen über Alzenau¹ und Gunzenhausen sind wir ihm ebenfalls begegnet, und wir können auch hier vermuten, dass schon um die Zeitenwende mit den römischen Söldnern Juden in die Gegend kamen, um so mehr wir nachweislich von jüdischen Ansiedlungen aus römischer Zeit zum Beispiel in Trier und Köln wissen.

Diese Ansiedlungen verschwanden allerdings mit der Invasion alemannischer und später fränkischer Eroberer, so dass letztlich im Wirrwarr der Völkerwanderung etwaige Spuren jüdischer Existenz aus jener Zeit heute nicht mehr nachzuweisen sind.

Die frühesten jüdischen Ansiedlungen der Region

Die Region, die wir heute als Rhein-Main-Gebiet bezeichnen, war in früherer Zeit nach den Wirren der Völkerwanderung wieder Siedlungsgebiet jüdischer Zuwanderer, die zumeist aus Norditalien in das obere Rheintal kamen und schon um das 10. Jahrhundert mit den Kehillot „SCHUM“, Speyer, Worms und Mainz, bedeutende jüdische Gemeinden gründeten. Wie auch die schon um 900 nachgewiesene Frankfurter Kehilla haben sie sicherlich in die nächste Umgebung hineingewirkt.

Die jüdischen Ansiedlungen im Umland des Marktfleckens Kleinheubach waren vor allem das vierzig Kilometer entfernte regionale

Zentrum Aschaffenburg, in dem wohl schon im 11. Jahrhundert Juden lebten, wenn auch ihre Existenz erst mit der Verfolgung und Vernichtung durch die Kreuzfahrer im Jahr 1147 bezeugt ist. Hundert Jahre später wissen wir etwa um 1250 von Juden im drei Kilometer entfernten Miltenberg, wo bis heute Überreste der mittelalterlichen Synagoge erhalten geblieben sind, und im nahen Amorbach seit 1285.²

Obwohl Miltenberg, eine Gründung der Mainzer Erzbischöfe, nur selten zum selben Herrschaftsgebiet wie Kleinheubach gehörte, standen die Judenschaften der beiden Orte doch immer in engster Verbindung. Die Monographie des in Miltenberg geborenen Pfarrers Ulrich Debler über die Geschichte der dortigen jüdischen Gemeinde im 17. Band des Aschaffener Jahrbuchs für Geschichte, Landeskunde und Kunst im Untermaingebiet aus dem Jahr 1995 gibt hierüber genaue Auskünfte, wie wir unter anderem im Folgenden noch sehen werden.

Die Geschichte des Marktfleckens Kleinheubach

Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert war Kleinheubach im Besitz des Deutschen Ordens, unter dessen Herrschaft wohl auch der erste, 1326 im Ort nachgewiesene Jude *Elieser Sisle* stand. Wahrscheinlich befand sich damals noch keine jüdische Gemeinde im Ort, wenn wir auch von weiteren Kleinheubacher Juden aus jener Zeit wissen, wie Abraham ben Schmuel Heubach, der 1349 mit seiner Familie in Nürnberg den Märtyrertod erlitt.³ Gottfried Wagner, Pfarrer und Ehrenbürger des Marktfleckens, verfasste 1934 eine anrührende Geschichte der dortigen jüdischen Gemeinde, die zu einer Hauptquelle unseres

Aufsatzes wurde, da er vor allem die damals noch vorhandene Überlieferung der Grafen von Erbach im Darmstädter Archiv einsehen konnte, die während des Zweiten Weltkriegs zerstört wurde. Obwohl das kleine Werk Pfarrer Wagners schon in den Jahren der Naziherrschaft erschien, ist es frei von jeglichen antisemitischen Tönen – im Gegenteil: Das Vorwort gibt ein rührendes Einverständnis mit den jüdischen Bewohnern des Ortes: „*Familiensinn und Anhänglichkeit an die Heimat der Väter ließen die Mittel zum Druck des Werkchens aufbringen. Die rührige Werbung des [jüdischen] Herrn Dr. Sigmund Sichel für diesen Zweck hat die Veröffentlichung erst ermöglicht.*“ Es wird uns auf dem Weg durch die Geschichte der Kleinheubacher Juden immer wieder begleiten.

Im Jahr 1454 kam Kleinheubach an die Grafen von Rieneck, die uns schon vor einiger Zeit in unserem Aufsatz über die Ursprünge der jüdischen Juden begegneten.⁴ Wir können annehmen, dass nach der Vertreibung der Miltenberger Juden im Jahr 1470 durch den Erzbischof in Mainz manche Herrschaften der Umgebung die Flüchtlinge aufnahmen, wobei fraglich ist, ob Kleinheubach zu den Asylgewährern gehörte, denn als im Jahr 1559 Kleinheubach an die Grafen von Erbach ging, lebten nach der Einwohnerliste von 1561 keine Juden im Ort.

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges haben sich manche Juden der Umgebung in das benachbarte Miltenberg geflüchtet, wo sie nach Debler für eine verhältnismäßig große Geldsumme von wöchentlich einem Gulden „*bey itzigen gefehrlichen Kriegsleufften*“ Schutz fanden. Kleinheubach war in jener Zeit fast menschenleer, da ein Großbrand im Jahr 1627 den größten Teil der Bevölkerung vertrieben hat.



Der Verfasser mit den Schwestern Wetzler aus den USA beim Besuch in Kleinheubach auf der Suche nach den Vorfahren. Foto: Reuther

Beginn einer Kehilla in Kleinheubach unter Erbachschem Schutz

Erst aus den Jahren nach dem großen Krieg wissen wir de facto von einer beginnenden jüdischen Gemeinde in Kleinheubach, die nach den Miltenberger Archivalien immer eng in Verbindung mit den wenigen Judenfamilien stand, die sich in der benachbarten Kleinstadt ansiedeln durften.

So ist für 1677 der Jude Baerle mit einem im selben Jahr verliehenen Schutzbrief in Kleinheubach nachgewiesen. Ein Jahr später werden auch die beiden Schutzjuden Moses und Nathan erwähnt, so dass schließlich 1679 mit den schon genannten die Familien des Feist und des Lämmle eine Kehilla begründet haben können, die dann bis ins Jahr 1716 elf Familien zählte:

Feist (Uri Schraga) Witwe, **Lämmlein** (Ascher) Witwe, **Benedikt** (Baruch), **Isaak** (Yitzchak), **Schimme** (Shim'on), **Mortge** (Mordechai), **Gerson**, **Hirschle** (Ze'ev), **Wölffe** (Zvi), **Salomon** (Schlomo), **Afron** (Abraham).

Das Beisassengeld, das in den Bürgermeisterrechnungen Kleinheubachs festgelegt wurde, betrug durch die Jahrzehnte von 1683 bis 1850 für einen jüdischen Familienvater jährlich 3 Gulden, eine Witwe musste 1 Gulden 20 Kreuzer bezahlen. Aus dem Jahr 1716 ist auch der erste Streit mit einem christlichen Metzger erhalten, der wohl darauf beruhte, dass das für Juden nicht erlaubte Hinterviertel eines Rindes an Christen verkauft wurde, was dem evangelischen Kollegen aus wirtschaftlichen Gründen sicherlich nicht behagte. Evangelisch deswegen, weil die in der Reformation zum Luthertum übergetretenen Grafen von Rieneck 1556 auch ihre vormals katholischen Kleinheubacher Untertanen dem neuen Glauben zugeführt hatten.

Kleinheubach wird „Löwensteinisch“

Im Jahr 1721 verkauften die Grafen von Erbach den Marktflecken Kleinheubach für 108.000 Goldgulden an Dominik Marquard von Loewenstein. Im selben Jahr zählte die jüdische Gemeinde die sieben Familien des **Benedikt**, **Simon**, **Mordge**, **Hirsch**, **Salomon**, **Affron** und **Isaak**.

Gleichzeitig beerdigten die Kleinheubacher nicht mehr auf dem jüdischen Friedhof im Erbachschen Michelstadt im Odenwald, wo der berühmte Baal Schem und Kabbalist Seckel Wormser bestattet ist, sondern begründeten ab 1730 zusammen mit den benachbarten Laudenbacher Juden in Erbpacht einen eigenen Friedhof unweit des Ortes.

Der Chronist Pfarrer Gottfried Wagner, schreibt 1934 über die Loewensteinische Zeit:

„Ich konstatiere jedenfalls auf Grund meiner Kenntnis dero gesamten Aktenlage, dass trotz mannigfacher gegenseitiger Klagen, im allgemeinen das Zusammenleben der christlichen und der jüdischen Bevölkerung bis in die letzten Zeiten friedlich und freundlich gewesen ist, in jener Loewensteinischen Zeit sonderlich ja mehr denn hernach.“

Vor allem scheint der religiöse Unterschied zwischen der evangelischen Mehrheitsbevölkerung, der jüdischen Gemeinde und dem katholischen Adelshaus der Fürsten zu Loewenstein-Wertheim-Rosenberg während des 18. Jahrhunderts nicht Anlass zu grundsätzlichen Widrigkeiten geworden zu sein.

Frau Dr. Ingild Janda-Busl, die seit vielen Jahren mit ihrem Mann über die Geschichte des böhmischen und Oberpfälzer Judentums forscht, hat 2007 ein außergewöhnliche Arbeit vorgelegt, die sich mit der jüdischen Geschichte Kleinheubachs im 18. Jahrhundert befasst.⁵

Da die Fürsten von Loewenstein böhmische Besitzungen ihr eigen nannten, befasste sich Frau Janda-Busl auch mit den archivalischen Beständen der Familie im Staatsarchiv Wertheim und konnte eine ganze Anzahl verschiedener Fakten zusammenstellen, die sich vor allem mit den alltäglichen Problemen der damaligen jüdischen Bevölkerung in Kleinheubach befassen.

Der Parnass Loew Abraham Mannheimer

Hierbei wird von der Autorin dem Leben und Wirken des Parnass Loew Abraham, dessen Nachkommen zu Beginn des 19. Jahrhunderts den bürgerlichen Familiennamen **Mannheimer** annahmen, breiter Raum gegeben.

Der Tuchhändler Loew Abraham wurde wahrscheinlich 1715 im auf der anderen Mainseite liegenden kurmainzischen Großheubach geboren, wohin sein Vater 1714 übergesiedelt war. 1754 erhielt er einen Schutzbrief für die Ansässigmachung in Kleinheubach:

„Wir Carl urkunden und bekennen mit diesem Brief öffentlich, das wir den Juden Loew Abraham von Groß-Heubach auf sein unterthänigstes Ansuchen in Unserm Schutz und Geleit nach Klein-Heubach gnädigst auf- und angenommen haben, dergestalten, dass er daselbst mit seinem Weib, Kindern und Gesind, seine Wohnung haben, von Uns und Unserm Dienern geschirmt, und in Rechts-Sachen gleich andern unsern Unterthanen gehandhabet werden solle. Es hat aber derselbe mit denen Seinigen denen Ihme angehenden Verordnungen schuldigen Gehorsam zu leisten, mit jedermann ehrlich und redlich umzugehen, und sich besonders der Gotteslästerung und der Christen-Verführung bey ohnnachlässiger schwerer Strafe zu enthalten.

Für solchen Schutz und Schirm solle gedachter Jud Loew Abraham zu Unserem dasigen fürstlichen Amt gleich andern Juden alle Jahr Eilf Gulden Rheinisch ordentlich bezahlen, und bey Verlust dieses Unseren Schutzes sich in deren Entrichtung keine Saumseligkeit zu Schulden kommen lassen, im übrigen aber von an-

dem Abgaben, außer dem Einzug-Geld, und was zu Heubach sonst noch herkömmlich ist, und wozu Er angewiesen werden wird, befreyet und enthoben seyn.

Solchemnach befehlen Wir allen Unsern Räthen, Beamten, Dienern und Unterthanen hiermit gnädigst, das dieselbe diesen Unsern nunmehrigen Schutz-Juden Loew Abraham bey dem erhaltenen Schutz und Geleit ruhiglich und ohnbetrübt lassen, und ihn bey Recht und Billigkeit zu aller Zeit schützen und handhaben.

Zu Urkund und Bekräftigung dessen allem haben Wir diesen Schutz-Brief eigenhändig unterschrieben, und hierauf Unser Fürstliches Innsiegel drucken lassen.

Gegeben Wertheim, den 9ten August 1754.“

Frau Dr. Janda-Busl schildert sehr akribisch die Verhältnisse jener Zeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wobei sie auf die Aufgaben eines Gemeindeparnass eingeht, die ja nicht zu sehr von den Aufgaben eines heutigen Gemeindevorsitzenden abweichen. Er musste zum einen der Gemeinde, zum andern aber vor allem dem Landesherrn verpflichtet sein und musste mit dem die Tradition wahrenen Lehrer bzw. Rabbiner an einem Strick ziehen, was, wie wir wissen, auch in heutigen Gemeinden nicht immer ohne Diskussionen gelingt. Vor allem der Schulunterricht der Jugend, die Verwaltung des Friedhofs und die Organisation von Heiraten gehörten zu seinen Aufgaben.

Hauptunterschied zum Heutigen war allerdings, dass der Parnass vom Landesherrn eingesetzt wurde, da sich „unter der hiesigen Judenschaft öfters Zank und Streit, auch vielerley Unordnungen in ihrer Schul (= Synagoge) ereignen“, er also somit als Schiedsrichter fungieren sollte, was aber auch nur gelingen konnte, wenn ihn die Gemeinde grundsätzlich akzeptierte.

Loew Abraham hatte allerdings nicht nur die Aufgaben eines Parnass zu erfüllen, sondern er kümmerte sich neben seinem Hauptberuf als Tuchhändler auch ab 1762 um die damals noch fälligen Judenzollabgaben, da einerseits der vorherige Judenzolleintreiber, der Amtsdienner Steinbrenner, sich anscheinend so lasch mit dieser Arbeit befasste und übermäßig Freipässe ausstellte, andererseits aber kein anderer im Ort bereit war, diese Aufgabe zu übernehmen. Im Jahr 1769 gab er die Einnahme des Judenzolls ab, weil er „gar



Der Kleinheubacher Friedhof.

Foto: Schneeberger

keine Lust zeige, diesen Zoll mehr zu bestehen, indehne er alle Jahr bey 3 Gulden Verlust habe“.⁶ Neben berufsbedingten Problemen, wie der Wegnahme eines minderwertigen Tuches durch die Mainzischen Behörden auf dem Markt in Amorbach, das auch das Loewensteinische Amt eine Zeitlang beschäftigte, können wir aus den vorhandenen Akten ersehen, wie sehr sich Loew Abraham 1790 mühte, seinem Sohn David einen Schutzbrief zu beschaffen und seine Tochter mit dem Kleinheubacher Jonas Isaac Sichel zu vermählen, was aber nicht gelang, da sich Loew Abrahams Tochter Rehla anderweitig umgesehen hatte und Jonas Isaac sich letztendlich für Ettel Stahl aus Sommerhausen entschied.⁷ Aus dieser verwickelten Situation um die somit anstehende Zurückzahlung des Schutzbriefes von Jonas Isaac entstand eine längere Auseinandersetzung von über acht Jahren, die sehr penibel im Wertheimer Staatsarchiv dokumentiert ist.⁸

Anwachsen der jüdischen Gemeinde in der Mitte des 18. Jahrhunderts

Aus der frühen Amtsperiode Loew Abrahams in der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt ein Aufruf der Fürsten von Loewenstein-Wertheim-Rosenberg an wirtschaftlich aktive Zeitgenossen, sich im genannten Ort Kleinheubach niederzulassen:

„Demnach Seine regierende Hochfürstliche Durchlaucht zu Löwenstein-Wertheim gnädigst resolvieret, in dero am Mayn zur Handelsschaft sehr bequem gelegenen Ort Heubach allerley Fabrikanten gnädigst aufzunehmen, und denjenigen, die sich in gedachten Ort begeben wollen, allerley Freyheiten und Vorteile zu concedieren. Also wird dem publico, solches sich all da niederzulassen Lust hätte, derselbe bey Hochfürstlicher Regierung zu Wertheim sich anmelden möchte.“ (Heubach, den 9. April 1749) Diese Verlautbarung des Fürsten war wohl nicht nur Anlass für Loew Abraham nach Kleinheubach überzusiedeln, sondern auch für andere Familien, diesem Aufruf zu folgen.

Die Sichels von Kleinheubach

So kam in jener Zeit auch die Familie des wahrscheinlich aus Kleinerdingen⁹ bei Oettingen und nicht, wie Pfarrer Wagner vermutete, aus Erlangen stammenden Isaak [ben] Abraham, dessen Familie später den Namen Sichel annahm, vom nahen Miltenberg in unseren Marktflecken. Pfarrer Wagner schildert die Probleme, die aufkamen, weil ein Zuwanderer mit fünf Söhnen in die doch sehr kleine Gemeinde um Aufnahme nachsuchte. Wer wusste heute nicht um solche Probleme in jüdischen Gemeinden?

Doch bald schon waren die Sichels eine fest integrierte Familie, wie die Probleme des Sohnes Jonas Isaac mit der Tochter des Parnass Loew Abraham zeigen. Bis zum Churban der jüdischen Gemeinde im 20. Jahrhundert machten die Angehörigen der Familien Sichel den größten Teil der Kehilla aus. Schon die Vermögensverhältnisse bei der Schatzung im Jahr 1789 für die Abgaben durch den Wertheimer Rabbiner Samuel Hirsch zeigen dies auf:

Für den Vater Isaac Abraham Sichel wurde ein Vermögen von 800 fl. veranschlagt, für den ältesten Sohn Abraham 500 fl., den zweiten Sohn Liebmann 800 fl., Moses, der dritte,

war mit veranlagten 1000 fl. der wohlhabendste der Familie und der vierte Sohn Mordechai Mordge besaß, am Anfang seines Arbeitslebens stehend, nur 200 fl. Jonas, der Jüngste, der im darauffolgenden Jahr die Probleme mit seiner ersten Verlobten Rehla, der Tochter Loew Abraham Mannheimers haben sollte, war also noch nicht verheiratet und wurde deshalb auch nicht veranschlagt. Von der Gesamtschätzung der Kleinheubacher Juden in diesem Jahr über 6100 fl. machte das Vermögen der Sichels mit 3300 fl. den größten Anteil aus. Pfarrer Wagner hat 1934 von über 50 Familien gesprochen, die alle Nachkommen des Isaac Abraham waren und damals zum Teil noch in Deutschland, zum Glück aber schon vor allem in den USA lebten.

Nach den unterfränkischen Auswanderungsakten im Staatsarchiv Würzburg sind allein zwischen den Jahren 1882 und 1891 sieben junge Sichels von Kleinheubach in die Vereinigten Staaten von Amerika emigriert.

In Kitzingen lebte der Bäckermeister Josef Sichel, ein Nachkomme des wohlhabenden Moses. Er besaß neben seiner normalen Bäckerei noch eine Mazzenfabrik, die vor den Pessachfeiertagen einen großen Teil der süddeutschen Juden mit den notwendigen Mazot versorgte. Sein Sohn Benno emigrierte nach Australien, die Tochter Anni verstarb 1935 in jugendlichem Alter, die Mutter Pauline geb. Mayer aus Sickershausen hoffte noch auf das Gelingen ihrer Auswanderung zum Sohn, doch sie wurde ins Ghetto Theresienstadt deportiert, wo sie am 16. Februar 1943 verstarb. AL TISCHKACH.

Durch die genealogischen Forschungen Pfarrer Wagners bis in die Anfänge der Kleinheubacher Judensiedlung seit dem 30-jährigen Krieg, haben wir für deren Judenschaft genaue Kenntnisse über die Geschichte der dortigen Familien, die wie in den meisten anderen süddeutschen Landgemeinden vielfach verwandt, verschwägert und verbandelt waren, was nicht immer dem „Schalom Beit“, dem Hausfrieden der Gemeinschaft, diene.



Die Mazewa des Viehhändlers Julius Sichel, verstorben am 9. Oktober 1941, des letzten Kleinheubacher Juden. Foto: Reuther

Die Oppenheimers aus Kleinheubach

Der Stammvater Isaak der späteren Kleinheubacher Familie Oppenheimer wurde etwa 1680 schon in unserem Marktflecken geboren. Die Familie lebte bis Ende des 19. Jahrhunderts im Ort, verließ aber schon vor der beginnenden Nazikatastrophe den Marktflecken, um in andere süddeutsche Städte überzusiedeln. Im Gegensatz zur Familie des Parnass Loew Abraham waren die Oppenheimers eine Familie, die anfangs ihrer Kleinheubacher Zeit immer versuchen musste, einigermaßen über die Runden zu kommen.

So finden sich in den Administrationsakten Nr. 14501 des Staatsarchivs Würzburg von 1814 das Gesuch des Ensel Moses Oppenheimer aus Kleinheubach um Schutzgeldminderung an die Großherzoglich-Hessische für das Fürstenthum Starkenburg angeordnete Hochpreisliche Hofkammer zu Darmstadt mit der Begründung, er „habe weder einen Vieh- noch Warenhandel, sondern nähre sich bloß von einigem Schlachten und mit Schmußen“.

Der Kleinheubacher Schultheiß hatte seine bescheidenen Verhältnisse bestätigt:

„Dem hiesigen Schutzjuden Ensel Moses Oppenheimer wird andurch attestiert, dass er wenig oder gar kein Vermögen besitzt, auch gegenwärtig fast ganz ohne Verdienst ist, und überdies eine Haushaltung von 5 Menschen zu versorgen hat, weßwegen demselben die Hälfte Schutzgeld auf sein geziemendes Ansuchen in diesen Verhältnissen könnte erlassen werden. Kleinheubach, den 9. August 1814 – Rexroth, Schultheiß.“¹⁰

Späterhin ernährten sich die Kleinheubacher Oppenheimers vor allem als Metzger, Handelsleute, Vieh- und Tuchhändler. Wie viele der fränkischen Landjuden übersiedelten sie nach dem bayrischen Emanzipationsedikt von 1861, das ihnen freie Wohnungs- und Berufswahl garantierte, in die größeren Städte der Region. Für Kleinheubach hieß dies zumeist, ins benachbarte Miltenberg, vielleicht auch nach Aschaffenburg oder sogar nach Frankfurt/Main umzuziehen, so dass von Familie Oppenheimer zu Beginn der Nazizeit niemand mehr im Ort lebte, was Pfarrer Wagner 1934 folgendermaßen kommentierte: „Nachkommen derselben leben freilich in deutschen wie amerikanischen Landen noch gar viele“, wobei diejenigen in den deutschen Landen oft der Nazimordmaschinerie zum Opfer fielen: In Marktbreit bei Würzburg lebte der Kaufmann und Religionslehrer Bernhard Oppenheimer, ein Sohn des ca. 1864 von Kleinheubach nach Miltenberg übergesiedelten Vieh- und Tuchhändlers Abraham Loeb Oppenheimer: Er war mit vierzehn Kindern gesegnet, seine erste Gattin Karoline geb. Eisenmann war mit der Familie der Rabbiner Breuer, die in Aschaffenburg und Frankfurt amtierten, weitläufig verwandt.¹¹

Zu seiner Beerdigung im Januar 1933 schrieb der Marktbreiter Anzeiger: „Die Überführung nach Roedelsee gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Trauerkundgebung, Der Verstorbene war ein Mann von lauterem Charakter, strenger Wahrheitsliebe und reichem Wissen. ... Der Bezirkslehrerverein Marktbreit weihte seinem ehemaligen Mitglied ein ehrendes Gedenken.“¹²

Nur wenige Jahre später mussten seine zahlreichen Kinder aus der Heimat fliehen. Eini-

ge, wie Theodor und Samuel, wurden Opfer der Schoa, anderen gelang die Flucht nach Erez Israel, wo heute ihre Nachkommen in Kfar Pines bei Hadera leben.

Ihr Verwandter, der Weingroßhändler Moses Oppenheimer, lebte mit Frau Rachel und Sohn Otto in Kitzingen. Ihnen gelang die Ausreise nicht mehr und sie wurden wie so viele unterfränkische Juden im März 1942 nach Izbica bei Lublin deportiert. Im Gestapoakt Nr. 8992 des Moses Oppenheimer im Staatsarchiv Würzburg befindet sich ein Schreiben Pfarrer Wagners über die Familiengeschichte der Oppenheimers, das Moses von ihm im Jahr 1935 erbat. Seinem am 28. Juli 1927 in Würzburg geborenen Sohn Otto sei dieser Aufsatz gewidmet. Auf einer Fotografie von der Deportation der Kitzinger Juden können wir ihn beim Verladen des Transportgepäcks erkennen. Der Bruder von Moses, der 1907 in Kitzingen verstorbene Nathan, war mit Jeanne Wiesengrund verheiratet, einer entfernten Verwandten des Philosophen Theodor Wiesengrund-Adorno. Seine 1877 geborene Schwester Klara verheiratete sich mit dem aus Obernbreit stammenden Stoffhändler Isaak Rosenfeld. Die Familie emigrierte über Tholey an der Saar nach Frankreich, wo der Vater verstarb. Der 1910 geborene Sohn Abraham Rosenfeld („das freche Abele“) ging nach Erez Israel, wo er in den Dreißigerjahren in Ayelet ha-Schachar im Ezpa haGalil lebte. Andere Nachkommen der Familie, die sich sehr intensiv mit der Rosenfeldschen Familiengeschichte befassen, leben heute in Raanana.

Die Kleinheubacher Judenmatrikel von 1809

Da Kleinheubach zur Zeit der Matrikelverleihung zum Großherzogtum Baden gehörte, wurden den jüdischen Bewohnern des Ortes die bürgerlichen Familiennamen schon 1809 verliehen. Das Königreich Bayern folgte erst 1813 mit den entsprechenden Gesetzen, bis dann 1817 letztendlich die Familiennamen von den königlichen Behörden entschieden wurden.

Nach der 2008 im Stadtarchiv veröffentlichten und von Dirk Rosenstock bearbeiteten Dokumentation über die unterfränkischen Judenmatrikel von 1817 lebten in Kleinheubach damals 23 Familien, die allerdings teilweise zu größeren Familienverbänden gehörten:

So waren damals neun Haushaltsvorstände mit dem Namen **Sichel** im Ort ansässig, die nach meiner Zusammenstellung des Stammbaums Sichel mehr oder minder eng miteinander verwandt waren.

Zum Zweiten waren drei Familien Oppenheimer und zwei Familien Mannheimer ortsansässig, so dass alleine diese drei Familien fast zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung umfassten. Dazu kamen noch die am längsten im Ort nachweisbare Familie Wetzler, die Ullmanns, die später in Großheubach auf der anderen Mainseite lebten, aber Mitglieder der diesseitigen Kehilla waren, die Hanauers, die Goldschmidts, Speiers, Neuwieders, Bergstrassers und Mainzer. Einige der von den Gemeindegliedern im Normalfall selbst gewählten Familiennamen geben einen Hinweis auf die Herkunft der väterlichen, manchmal auch der mütterlichen Abkunft aus der Region wie dem bei Mainz gelegenen Oppenheim, der alten Gemeinden Mainz

und Speyer, von der am westlichen Rand des Odenwalds in nord-südlicher Richtung verlaufenden Bergstraße und dem unweit gelegenen Hanau.

Nur der an das am nördlichen Mittelrhein gelegene Neuwied erinnernde Familienname Neuwieder lässt auf einen etwas weiteren Herkunftsort schließen, obwohl alleine im sehr großen Stammbaum der Sichels neben fast allen jüdischen Familien Kleinheubachs auch sehr viele andere der näheren und weiteren fränkischen Medine durch verwandtschaftliche Verbindungen integriert sind.

Die Berufe der Kleinheubacher Juden zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Die Matrikelaufstellung gibt uns auch eine Übersicht über die beruflichen Verhältnisse der damaligen Judengemeinde:

Bekanntlich waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts die meisten süddeutschen Landjuden im Kleinhandel tätig. Da sie zumeist in Dörfern und kleinen Städten leben mussten, betrieben sie neben dem Viehhandel den Kleinhandel zwischen Stadt und Land, d.h. sie verkauften die Produkte ihrer bäuerlichen Nachbarn in der Stadt und brachten dafür aus der Stadt die Waren aufs Land, die die Landbevölkerung entbehrte, wobei sie zumeist mit wenigen Ausnahmen an der unteren Skala des Handels tätig waren.

So finden sich bei den 23 Kleinheubacher Judenfamilien von 1809 neben neun Viehhändlern auch elf Ellenwarenhändler, die wie z. B. die verschiedenen Familien Sichel beide Berufe in Personalunion ausübten.

Der in der Liste erwähnte Begriff „Nothandel“, der wahrscheinlich das Hausiergewerbe bezeichnet und von sechs Kleinheubachern ausgeübt wurde, gibt in der Liste einen Hinweis darauf, dass die ärmeren bzw. jüngeren Haushaltsvorstände in den hinteren Rängen der Liste aufgeführt sind, steht doch an letzter Stelle Elieser Leser Herz Mainzer, der einen Lumpenhandel betrieb. Die schon erwähnten Mitglieder der Familie Oppenheimer, die nicht zu den vermögenden Chaverrim der Gemeinde gehörten, verdienten sich ihren Lebensunterhalt mit Nothandel, Schmusen (Mäklerei) und als Schochet.

Sowohl die vierzig Kleinheubacher Juden als auch die fünfundvierzig Christen, die zwischen 1844 und 1855 in die USA ausgewanderten, gehörten wohl zu den ärmeren Familien des Ortes, wobei die Emigration der jüdischen Gemeindebürger für die Kehilla ein größerer Aderlass war, als die christlichen Auswanderer für die Gesamtgemeinde. Zum anderen aber mag mancher, der in den Nazi-jahren in die USA flüchten konnte, Hilfe von den Verwandten erhalten haben, die achtzig Jahre vorher das Land verlassen hatten, denn die Äußerungen Pfarrer Wagners zeigen, dass noch immer enge Verbindungen zwischen den Familien bestanden.

Bevölkerungstatistik

Wir können seit 1677 die Größe der jüdischen Ansiedlung in Kleinheubach in etwa bestimmen, wenn auch anfänglich nur von den jeweiligen Familienoberhäuptern die Rede ist und die Anzahl der Familienmitglieder zumeist nicht erwähnt wird.

Von einer Familie im Jahr 1677 hat sich die Gemeinde innerhalb der folgenden vierzig

Jahre bis ins Jahr 1716 auf zehn Familien vergrößert, die dann einen sicheren Minjan für den Gottesdienst stellen konnten und unserer Kenntnis nach auch die notwendigen Gemeindeeinrichtungen wie Mikwe, Friedhof und Synagoge zur Verfügung hatten. Innerhalb der nächsten 100 Jahre wuchs die Kehilla auf 23 Familien mit 99 Personen, wobei der Aufruf der Fürsten von Loewenstein aus dem Jahr 1750 wohl eine wichtige Rolle spielte, als die später prominenten Kleinheubacher Familien Mannheimer und Sichel in den Marktflöcken übersiedelten.

Im Jahr 1831 war die jüdische Gemeinde Kleinheubach mit 150 Seelen im Zenit ihres fast 300-jährigen Bestehens angekommen. Durch die Auswanderungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den Umzug vieler Kleinheubacher Juden in die größeren Städte des Deutschen Reichs nach 1861, verlor sie viele Mitglieder, so dass im Jahr 1922 nur noch 85 Juden im Ort lebten.

1933 zählte die Gemeinde Kleinheubach bei einer Gesamtbevölkerung von 1501 Personen 36 jüdische Einwohner. Bis 1939 verringerten sie sich durch Umzug in andere Orte Deutschlands und Auswanderung in die USA (7), nach Palästina (3), nach Venezuela (2) und Argentinien (2) auf 14 Menschen. Die letzten drei Kleinheubacher Juden wurden im Frühjahr 1942 zusammen mit fünf Mitgliedern der Familie Ullmann aus Großheubach nach Izbica in Ostpolen deportiert. Die letzte noch in Kleinheubach lebende Jüdin Regina Sichel wurde am 29. April 1942 über Würzburg in das Ghetto Theresienstadt „verbracht“. Nunmehr war Kleinheubach „judenfrei“.

Ophir/Wiesemann schreiben in ihrem Werk über die Jüdischen Gemeinden in Bayern von 1918 bis 1945, erschienen 1979 in München und Wien, zum Abschluss des Beitrags über Kleinheubach lapidar:

„Nach dem Krieg kehrte kein Jude nach K. zurück. (...) Heute leben keine Juden in K.“

Synagoge und Mikwe

Israel Schwierz hatte in seinen „Steinernen Zeugnissen jüdischen Lebens in Bayern“¹³ erwähnt, dass die ehemalige Synagoge in der Gartenstraße als Abstellraum benutzt werde. Der Innenraum des 1808 errichteten Gotteshauses, das „als kleiner Bau des 18. Jahrhunderts, rechteckige Anlage mit obigem Halbgeschloß, Segmentbogenfenstern, seitlich stehenden Ovalfenstern neben dem Thoraschrein und bogigen Langfenstern, Langseiten ohne Fenstern“ in der Literatur charakterisiert wird, wurde am 9. November 1938 völlig vernichtet.

Es wurde ein „Opfer der kochenden Volksseele“ und diente später als Abstellhalle für die Kleinheubacher Feuerwehr und als Lagerraum für den örtlichen Leichenwagen.

Der inzwischen wieder installierte Torbalken aus dem Jahr 1808 wurde vor zwanzig Jahren bei der Renovierung des Hauses zerschlagen in einer Ecke gefunden, wieder zusammengesetzt, und ist heute über dem Eingangstor des als Garage dienenden Gebäudes angebracht. Das zu Beginn des 19. Jahrhunderts errichtete Gotteshaus wurde unweit einer vorherigen Synagoge errichtet, über die leider keine Nachrichten erhalten sind.

Die im Fischgässchen 1838 errichtete Mikwe löste das vorherige Tauchbad ab, das schon 1825 als „alt, verkommen und untauglich“ bezeichnet wurde. Sie diente nach 1945 als

Gartenhaus, wurde 1992 mit einem Kosten-
aufwand von 85.000 DM ebenfalls renoviert,
so dass Bürgermeister Holl in dem kleinen
Werk über die Geschichte der jüdischen Ge-
meinde zu Kleinheubach am Main voller
Stolz schreiben konnte, dass das Dorf eine
der wenigen Ortschaften sei, in der die drei
wichtigen Institutionen der ehemaligen jüdi-
schen Gemeinde wenigstens baulich vorhan-
den sind: Synagoge, Mikwe und Friedhof.

Die Kleinheubacher Lehrer

Die wohl seit Anbeginn in der jüdischen Ge-
meinde amtierenden Lehrer, die in den
Quellen oft auch als Rabbiner bezeichnet
werden, da sie auch für die Sch'chita, den
Vorbeterdienst in der Synagoge und die Fra-
gen religiöser Observanz zuständig waren,
sind in den Matrikellisten nicht erwähnt.

Da sie normalerweise als Brödlinge bei der
Gemeinde angestellt waren und keine Ab-
gaben zahlen mussten, waren sie sozusagen
finanztechnisch unerheblich, obwohl natür-
lich ihre Anstellung immer wieder zu immen-
sen Auseinandersetzungen führte, wurden
sie doch zumeist als ledige junge Männer an-
gestellt, vermählten sich dann und konnten
oft sehr bald schon einer großen Familie
vorstehen, die die dementsprechenden Aus-
gaben verursachte.

Die ersten Hinweise auf jüdische Schulmeis-
ter und „Rabbiner“ gibt Gottfried Wagner in
seiner Geschichte der Kleinheubacher Juden
aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
Er erwähnt einen **Loeb Hirsche**, der etwa
1717 als „Kley Kodesch“ der Gemeinde fun-
gierte, den 1754 amtierenden „**alten Rebbe**
Nathan Herz“ und dessen Nachfolger **Jacob**
Marcus sowie einen zweiten, aus Fürth stam-
menden **Loeb Hirsch** um 1760.

Frau Dr. Janda-Busl erzählt von einer Ge-
schichte um den „nicht ganz ehrlichen“ aus
Kleinheubach gebürtigen und bisher in Nei-
denau angestellten Judenschulmeister **Abra-
ham Moses**, der sich bei der Fürstlich Loe-
wensteinschen Regierung beschwert, dass
man ihm unberechtigterweise gekündigt
habe. Frau Dr. Janda-Busl, die den gesamten
Vorgang sehr akribisch mit der Transkription
des gesamten Vorgangs schildert, gibt einen
Eindruck von dem Hin und Her um die An-



Der wieder zusammengesetzte Torbalken über dem Synagogeneingang: „Se haScha'ar leHaSchem – Zadikim yavo bo“. Dies ist das Tor zum Ewigen – die Gerechten treten hier ein. Foto: Schneeberger

stellung bzw. Verabschiedung des Schulleh-
rers und Rabbiners. Hierbei zeigt sich auch
das damalige System der rabbinischen Ver-
antwortlichkeiten: So wird als übergeordne-
ter Schiedsrichter der aus Braunsbach stam-
mende Wertheimer Landesrabbiner **Samuel**
Hirsch zu Rate gezogen, der wiederum im
Zweifelsfalle beim Mainzer Großrabbiner je-
ner Zeit, **Herz Scheuer**, um Aufklärung der
zu beachtenden Umstände nachfragt.

Ab der Neuordnung der unterfränkischen
Rabbinatsbezirke im Jahr 1837 gehörte Klein-
heubach zum Rabbinat Aschaffenburg, wobei
die strikt orthodoxe Gemeinde auch für eini-
ge Jahre dem Distriktsrabbiner **Abraham Ad-
ler** (1808–1880) als Wohnsitz diente, da er in
Konflikt mit dem neologen Teil der Aschaf-
fenburger Gemeinde geraten war.¹⁴

Von 1790 bis 1794 war **Liebmann Weil** in
Kleinheubach tätig, von 1813 bis 1817 lehrte
Salomon Abraham Westheimer im Ort, auf
den von 1818 bis 1821 **Wolf Goldenblum** und
von 1821 bis 1831 **Moses Ries** folgten, der
wie seine Vorgänger wohl auch neben dem
Schulunterricht als Chasan der Gemeinde die
Gottesdienste leitete. Über alle diese rabbi-
nischen Lehrer wissen wir sehr wenig, da sich
bis Beginn des 19. Jahrhunderts die weltlichen
Behörden normalerweise nicht in die jüdi-
schen Schulangelegenheiten eingemischt ha-
ben und wir leider fast nur auf die archivali-
schen Hinterlassenschaften der Staatsorgane
angewiesen sind.

Die Israelitische Elementarschule Kleinheubach

Das Aktenkonvolut Nr. 4651 der Regierung
von Unterfranken im Staatsarchiv Würzburg
gibt uns auf 442 Seiten seit 1830 einen Über-
blick über die Situation der jüdischen Schule
in Kleinheubach bis zu deren Auflösung im
Jahr 1915.

Der auf Moses Ries folgende **Wolf Strauß**
(1803 Wonfurt – 1865 Kleinheubach) hatte
das Lehramt in Kleinheubach 36 Jahre inne.
Die ersten Auseinandersetzungen mit der
Gemeinde über den Zustand der unentgelt-
lichen Lehrerwohnung kamen 1840, als die
ersten vier seiner insgesamt zwölf Kinder ge-
boren waren („höchst ungesundes, unbeque-
mes und sonstige Mängel tragendes Logis“),
für die er in den folgenden Jahren auch im-
mer wieder um Unterstützung bei der Ke-
hilla fand. Der Hespel auf Wolf Strauß im
„Israelit“ vom 6. Dezember 1865 ehrt den
verstorbenen Lehrer mit folgenden Worten:
„Seine Kenntnisse, aber vorzüglich sein religiö-
ses Leben, erwarben ihm bald in der ganzen
Umgebung einen guten Ruf...“

1865 zählte die Kleinheubacher Gemeinde
24 Werktags- und 12 Feiertagsschüler. Auf
der Suche nach einem neuen Lehrer, bewar-
ben sich fünf Lehrer aus der näheren und
weiteren Umgebung (Alzenau, Wiesenfeld,
Burgsinn, Fischach und Zeitlofs). Der aus
Kleinbardorf gebürtige **Jakob Wildberg** wur-
de, obwohl er „fortwährend körperlich lei-
dend“ war, eingestellt, verstarb aber schon im
Jahr 1868.

Wolf Strauß musste sein langes Schulleben,
trotz einer wachsenden Kinderschar, all die
Jahre mit einem jährlichen Gehalt von 250 fl.
auskommen. Erst der Nachfolger Jakob
Wildbergs, **Emanuel Schonunger** aus Hoeh-
berg, erhielt nunmehr 350 Gulden im Jahr.
Er hatte das Amt bis zu seinem Tod im Jahr
1903 inne. Im Jahr 1877 wurde das jüdische
Schulhaus erweitert, bis dann im Jahr 1911,
obwohl die Gemeinde nur noch 96 Mitglie-
der zählte, ein neues Schulhaus errichtet
wurde.

Zwischen 1903 und 1908 wechselten sich die
Lehrer und Schulverweser **Meier Zucker**,
Robert Einstädter und **Heinemann Transla-
teur** in schneller Folge ab.

Der aus Mittelsinn stammende **Samuel Gun-
dersheimer** wurde der letzte Elementarlehr-
er der Kleinheubacher Juden. Da die Schule
1915 nur noch neun Schüler zählte, wurde sie
geschlossen und die jüdischen Kinder be-
suchten nunmehr für den allgemeinen Un-



Die 1992 renovierte Fassade der ehemaligen Syna-
goge in Kleinheubach. Foto: Schneeberger



Die Mikwe von Kleinheubach in der Fischgässchen.
Foto: Schneeberger

terricht die hiesige protestantische Schule, an der auch Gundersheimer, der „das Vertrauen der Bevölkerung genießt“, die Vorbereitungslehre versah. Er war außerdem noch Religionslehrer und Vorbeter der Gemeinde. 1925 war das Kind des Lehrers das einzige Schulkind der Kleinheubacher Juden.

Pfarrer Wagner beendete seine Ausführungen über die jüdische Schule in Kleinheubach mit den prophetischen Worten: „Ob das Los der Schule in absehbarer Zeit das Los der Gemeinde werden wird?“

Ab 1933 war noch der 1901 im polnischen Lodz geborene Chasan und Religionslehrer **Moses Lustig** als Gemeindebeamter angestellt. Er verließ Kleinheubach zusammen mit seiner Frau Fanny und Sohn Helmut im Jahr 1939, um nach Erez Israel auszuwandern.

Das Ende der Gemeinde

Obschon in den vergangenen Jahrzehnten viele Kleinheubacher Juden den Ort verlassen hatten, um nach Nordamerika auszuwandern oder in die größeren Städte des Deutschen Reichs umzusiedeln, lebten 1933 von dem größten Kleinheubacher Familienverbund, den Sichel, noch immer zehn Einzelfamilien im Marktflecken. Die meisten erwirtschafteten wie die zwei Freudenthals und die aus Beerfelden zugezogenen Salomons ihren Lebensunterhalt in der althergebrachten Profession des Viehhandels (5) und der lokalen Ladengeschäfte (6), die Stoffe und Tuche, Kurzwaren und Schuhe im Angebot hatten und sich wohl aus früheren Hausierertätigkeiten entwickelt hatten.

Die Eisengießerei von Familie Wetzler und die Drahtwarenfabrik des Moses Sichel wurden in der Zeit der Industrialisierung gegründet. Ihre Mitglieder waren mit die Ersten, die unter der Herrschaft der Nazis zu leiden hatten:

Schon im Jahr 1933 wurden die drei jungen Kleinheubacher Juden **Ernst Sichel** (*1896), **Fritz Sichel** (*1905) und **Theodor Weil** (*1902) mit der dubiosen Begründung, sie seien Mitglieder der KPD, in Schutzhaft genommen und im KZ Dachau inhaftiert. Die erhalten gebliebenen Gestapoakten Nr. 14369, 14370 und 16816 im Staatsarchiv Würzburg geben genaue Auskünfte über das Schicksal der drei Kleinheubacher, denen es nach teilweise jahrelanger Inhaftierung zum Glück doch noch gelang, das Land zu verlassen.



Der 1992 neben der Mikwe errichtete Gedenkstein für die Kleinheubacher Opfer der Schoa.

Foto: Reuther

Auch der 1904 in Kleinheubach geborene Diplomingenieur **Justin Wetzler** (Gestapoakt Nr. 17205), der der ältesten jüdischen Familie im Ort entstammte und eine ansässige Maschinenfabrik leitete, wurde auf perfide Art und Weise von den Nazibehörden drangsaliert, wobei interne Streitereien um Löhne und Möbelverkäufe eine Rolle spielten. Obwohl der noch nicht abbezahlte PKW von den Behörden konfisziert worden war, musste Wetzler dennoch die noch ausstehenden Raten entrichten.

Nach 1933 konnten acht Familien noch rechtzeitig nach Erez Israel, die USA und Venezuela auswandern; zwei Familien Sichel übersiedelten zu Verwandten nach Apolda in Thüringen und wurden von dort in das Vernichtungslager Majdanek deportiert, andere kamen im März 1942 mit der großen Deportation der unterfränkischen Juden in das Durchgangslager Izbica bei Lublin. So sie nicht Epidemien und Razzien zum Opfer fielen, wurden sie in den Vernichtungslagern Sobibor und Belzec ermordet.

Insgesamt wurden nach den Unterlagen des Interneteintrags *alemannia.judaica* sechzehn in Klein- und Großheubach geborene und/oder dort wohnhafte jüdische Bürger Opfer der Schoa. Nur eine Person, die am 12. Oktober 1924 in Großheubach geborene **Klarissa Ullmann** überlebte die Verfolgung und kam nach dem Krieg für kurze Zeit nach Großheubach zurück. Die wenigen dortigen Familien auf der anderen Mainseite zählten immer zur Kleinheubacher Kehilla. Ihre Eltern und die zwei Geschwister Inge (*1926) und Theodor (*1933) wurden 1942 nach Izbica bei Lublin in Ostpolen deportiert und dort Opfer der Schoa. Klarissa kehrte aus Auschwitz zurück und lebte 1946 im Anwesen Hauptstraße 146 neben ihrem ehemaligen Elternhaus. Wann sie den Ort verlassen hat, ist aus den Unterlagen nicht ersichtlich.

In den Dokumenten des Landratsamtes Miltenberg Nr. 30102 und 30104 des Staatsarchivs Würzburg findet sich ein Kommentar bezüglich der Nachwirkungen der Pogromnacht vom 9. November 1938, in der das Inventar und der Innenraum der Synagoge dermaßen zerstört wurden, dass für die wenigen noch verbliebenen Jahre dort kein Gottesdienst mehr möglich war: „Die Juden zogen es vor, nach der einmaligen Aktion die hiesige Gemeinde zu verlassen. Der Rest, welcher am 1. 9. 1939 hier wohnte, wurde im Jahr 1942 abtransportiert.“

Nach 1945

Wie fast überall in Deutschland hat sich auch in Kleinheubach bis in die Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts der Schleier des Vergessens über die lokale jüdische Geschichte gesenkt. Erst mit der 1993 vom Denkmalschutz geforderten Renovierung der 1838 errichteten Mikwe im Fischgässchen, an der ein Bach vorüberfließt und immer für genügend „natürliches“ Wasser sorgte, begann ein neues Bewusstsein bezüglich des jüdischen Teils der Ortsgeschichte, wenn wir auch heute durch ein Gespräch mit dem Besitzer des Mikwehäuschens, Herrn Moder, bei unserem Besuch des Ortes am 23. Juni dieses Sommers wissen, dass bei dieser Erneuerung die Verbindung vom Bach zum Tauchbecken der außerdem nicht tief genug angelegten Mikwe entfernt wurde und somit das Tauchbad selbst seines

Zweckes und seines Sinnes verlustig ging. Der 1992 gesetzte Gedenkstein neben der Mikwe erinnert an die Kleinheubacher Opfer der Schoa. Allerdings ist diese Mazewa neben dem kleinen Häuschen dermaßen an den Ortsrand gerückt, dass man es nur mit Hilfe der sehr freundlichen und hilfsbereiten ortskundigen Einwohner finden kann.

Auch das Gebäude der ehemaligen Kleinheubacher Synagoge am Ende der von der Baugasse abzweigenden früheren Judengasse [heute Gartenstraße] liegt sehr versteckt am Ende einer Sackstraße. Als der damalige Besitzer im Jahr 1993 das Gebäude renovieren wollte, wurde vom Denkmalschutz veranlasst, die Fassade der Synagoge wieder so herzurichten, wie sie aus dem Jahr 1938 bekannt war. Der eindrucksvolle Torbereich mit dem 1941 zerbrochenen Türbalken aus dem Jahr 1808 wurde wieder hergestellt, die Außenansicht des kleinen Gotteshauses wurde wieder instand gesetzt.

Bei unserem Besuch allerdings bekamen wir durch Zufall die genaue Wirkungsweise der Fassadenkonstruktion zu Gesicht. Der heutige Eigentümer wollte an seinen PKW gelangen und öffnete das Synagogentor. Der gesamte Eingangsbereich ist sozusagen auf ein Garagentor aufgeklebt und kann mit einem Handgriff hochgeschoben werden:

Doch trotz allem ist die Erinnerung an die jüdische Geschichte Kleinheubachs lebendig geblieben: Zufällig trafen wir bei unserem Besuch drei mittelalte amerikanische Damen: die Sängerin Laura Wetzler und ihre beiden Schwestern auf der Suche nach ihrer Familiengeschichte in Welbhausen und Kronach, in Nürnberg, Heppenheim, Frankfurt und eben auch in Kleinheubach. Bei unserer gemeinsamen Suche an jenem schönen Sommertag verwirklichte sich das Motto der heute Lebenden: „**AM ISRAEL CHAI!**“

Fußnoten

- 1 Pessach 2010, Nr. 112 und Pessach 2004, Nr. 94
- 2 Germania Judaica, Tübingen, Bände I–III.
- 3 Avneri, Zvi: Germania Judaica II [1238–1350], Tübingen 1968, S. 359.
- 4 Rosch haSchana 5773/9.2012.
- 5 Dr. Ingild Janda-Busl: Aus dem Leben der Juden von Kleinheubach im 18. Jahrhundert, Bamberg 2007.
- 6 Staatsarchiv Wertheim – R Rep. 41 c, Nr. 18
- 7 Schneeberger: Familiendokumentation Stahl/Sommerhausen, Würzburg 2006 [Hoenlein/Lauder].
- 8 Staatsarchiv Wertheim – R Rep. 41 c – Nr. 46, Nr. 47, Nr. 58, Nr. 77.
- 9 Es gibt einige jüdische Familien in Süddeutschland, die sich Erlanger nannten, obwohl seit dem Mittelalter bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts keine Juden in Erlangen lebten. Sie kamen aus dem schwäbischen Kleinerdingen und waren 1507 aus der Reichsstadt Nördlingen vertrieben worden und verballhornten den angenommenen Herkunftsnamen von Erdlinger zu ERLANGER; siehe Erlanger/Rosenfeld: Stammbaum Erlanger/Gailingen – Luzern, Jerusalem 1998.
- 10 Staatsarchiv Würzburg: Administration Nr. 14501 – 63 Blatt, 1813 bis 1816.
- 11 Els Bendheim/Michael Schneeberger: Stammbaum Eisenmann/Marktbreit, New York/Würzburg 2008 [Hoenlein/Lauder].
- 12 Schneeberger/Reuther: Nichts mehr zu sagen und nichts zu beweinen, Berlin 1994, S. 25, S. 54–57.
- 13 München 1988, S. 78/79.
- 14 Brocke/Carlebach/Wilke: Rabbinerhandbuch 1, Band 1, S. 122 [0009], München 2004.

Die nicht verstummende Sprache des Hasses

Von Elvira Grözinger



Die Literaturwissenschaftlerin Dr. phil. Elvira Grözinger veröffentlichte zahlreiche Bücher zu jüdischer Literatur. Sie lebt in Berlin.

Im Deutschland der Gegenwart flammen immer wieder heftige Debatten auf, die öffentlichen Äußerungen von Politikern, Journalisten oder Schriftstellern über Juden, den Staat Israel und das deutsch-jüdische Verhältnis folgen. Der Jahreswechsel 2012–2013 wurde von der Kontroverse zwischen dem Publizisten Henryk M. Broder (Jahrgang 1946) und dem Publizisten Jakob Augstein (Jahrgang 1967) überschattet, als Broder Augstein Antisemitismus vorwarf, weil Augstein seiner Ansicht nach „fortgesetzt Unsinn produziert, bei dem er alle klassischen antisemitischen Klischees und Ressentiments auf Israel projiziert“. Als das Simon-Wiesenthal-Centrum Augstein auf seine diesjährige „Antisemitenliste“ gesetzt hatte, weil er die Grenze der drei „Ds“ überschreite, die einen Antisemiten auszeichnen: Doppelter Standard, Dämonisierung und Delegitimierung der Juden und Israels, waren Verteidiger, darunter die Mehrheit der deutschen Medienvertreter, der Meinung, Augstein sei Unrecht geschehen, er sei kein Antisemit.

Einige Monate zuvor war es ein „Gedicht“ des greisen deutschen Nobelpreisträgers Günter Grass, der seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS lange verschwiegen hatte und nun schrieb: „Die Atommacht Israel gefährdet den ohnehin brüchigen Weltfrieden“, was einen internationalen Aufschrei und die Erklärung von Grass zur persona non grata in Israel zu Folge hatte. Jakob Augstein hat Grass Beifall gezollt.

Nicht vergessen ist der Eklat in der Frankfurter Paulskirche, als der Schriftsteller Martin Walser, der auch der leibliche Vater von Jakob Augstein ist, in seiner Dankesrede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1998 unter anderem sagte: „Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird.“ Die Kontroverse zwischen ihm und Ignatz Bubis, der Walser daraufhin „geistiger Brandstifter nannte“, hatte hohe Wellen geschlagen.

Unvergessen sind auch die Skandale wie um den CDU-Politiker und ehemaligen Sächsischen Justizminister Steffen Heitmann, der 1993 in einem Interview in der *Süddeutschen*

Zeitung über die NS-Vergangenheit Deutschlands sagte: „Ich glaube, dass der organisierte Tod von Millionen Juden in Gaskammern tatsächlich einmalig ist – so wie es viele historisch einmalige Vorgänge gibt. Wiederholungen gibt es in der Geschichte ohnehin nicht. Ich glaube aber nicht, dass daraus eine Sonderrolle Deutschlands abzuleiten ist bis ans Ende der Geschichte. Es ist der Zeitpunkt gekommen – die Nachkriegszeit ist mit der deutschen Einheit endgültig zu Ende gegangen –, dieses Ereignis einzuordnen.“

Zehn Jahre später war es der hessische CDU-Politiker und Präsidentschaftskandidat Martin Hohmann, den die CDU/CSU-Bundestagsfraktion und die Partei anschließend ausgeschlossen haben. Unter Bezugnahme auf ein Buch eines Johannes von Bieberstein, *Jüdischer Bolschewismus – Mythos und Realität*, hatte Hohmann in seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit in seinem Heimatort bei Fulda gefragt, ob wegen ihrer Beteiligung an der russischen Oktoberrevolution „die Juden“ nicht mit „einiger Berechtigung als Tätervolk“ bezeichnet werden könnten. Damals hieß es dazu beispieles- und typischerweise seitens des damaligen stellvertretenden Vorsitzenden der Unions-Fraktion Wolfgang Bosbach, der den Ausschluss Hohmanns aus der Fraktion ablehnte: „Martin Hohmann ist kein Antisemit. Hohmanns Äußerungen bedienen allerdings ein antisemitisches Vorurteil in der Bevölkerung.“

Auch in der Affäre um den langjährigen Vorsitzenden der Deutsch-Arabischen Gesellschaft, Jürgen W. Möllemann, ging es um Antisemitismus. Der prominente FDP-Politiker, unter Bundeskanzler Helmut Kohl Bundesminister für Bildung (1987–1991), Bundesminister für Wirtschaft (1991–1993) sowie Vizekanzler (ab Mai 1992–1993), war ein scharfer Kritiker Israels. Während der Intifada von

2002 äußerte er Verständnis für die Selbstmordattentate der Palästinenser. Möllemann verfocht damals die Aufnahme eines früheren Grünen-Politikers in die FDP. Der aus Syrien stammende Jamal Karsli vertrat antisemitische Positionen, z. B. in einem Interview in der dem rechten Spektrum angehörenden *Jungen Freiheit*, wo er den Einfluss der „zionistischen Lobby“ beklagte und den Israelis „Nazimethoden“ vorwarf. Daraufhin wurde er von Paul Spiegel, dem Präsidenten, und Michel Friedman, Präsidiumsmitglied des Zentralrats, als Antisemit bezeichnet, wogegen er erfolglos klagte.

Möllemann hatte zudem im Wahlkampf ein Flugblatt verbreitet, auf dem Fotos von Möllemann, Sharon und Friedman zu sehen sind und wo es hieß, Sharons Regierung schicke, mit Zustimmung Friedmans, „Panzer in Flüchtlingslager“ und missachte „Entscheidungen des Uno-Sicherheitsrates“. Zugleich versuche der Zentralrats-Vize ihn – Möllemann – als „antiisraelisch und antisemitisch abzustempeln“. Damit katapultierte sich Möllemann auch im eigenen Lager ins Abseits. Er starb 2003 unter ungeklärten Umständen bei einem Fallschirmsprung.

Diese Affären fanden und finden stets ihren Widerhall in den Zuschriften an die jüdischen Organisationen und die israelischen Botschaften. Aber man braucht offenbar keinerlei akute Nahostkonflikte oder Affären, um die Schreiblust mancher Zeitgenossen anzuregen. Schon 1992, als ich persönliche Referent in des damals zum Vorsitzenden des Direktoriums des Zentralrats neu gewählten Ignatz Bubis wurde, begannen hunderte solcher jüdenfeindlicher Zuschriften auf meinem Schreibtisch zu landen. Deren Tenor und Stil waren gleich, und es hat sich offenbar seither nichts geändert, denn gewisse Gruppen in der deutschen Bevölkerung scheinen auf Dauer nicht nur mit den „Juden“, sondern auch mit dem jüdischen Staat ein Problem zu haben.

Dass im Februar 2013 auf dem Filmfestival „Berlinale“ ein Film mit dem „Friedenspreis“ ausgezeichnet wird, der im Internet einen antijüdischen „Shitstorm“ entfachte, ist ein weiteres Indiz für die um sich greifende globale Judeophobie im Kunstgewand. Der Journalist Eldad Beck schrieb dazu, es sei ein Film, der behauptet, „1948 wurde Israel gegründet, damit verschwand Palästina und 500.000 Palästinenser wurden vertrieben, um Platz für jüdische Immigranten zu machen“. Der arabische Regisseur des Films hatte Israel die Existenzberechtigung abgesprochen und gesagt, er könne auch in Yad Vashem kein Mitleid verspüren, weil er ständig an die Untaten der israelischen Soldaten denken müsse. Ebenfalls im Februar 2013 wurde von einer internationalen Jury eine Aufnahme zum besten Pressefoto des Jahres 2012 erklärt, welche die Beerdigung von zwei angeblich bei einem israelischen Luftangriff getöteten Kindern im November 2012 in Gaza City zeigt. So war es auch schon 2005 in dem gefälschten Fall des angeblich von israelischen Kugeln vor laufenden Filmkameras getöteten Jungen Mo-



hammad Al-Dura, der auf allen Fernsehkanälen lief und dem Image Israels nachhaltigen Schaden zufügte. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Begriffe wie „Pallywood“ oder „Nakba-Industrie“ zeigen die mediale Schiefelage, denn bemerkenswerterweise werden meines Wissens weder Fotos von bei arabischen Raketenangriffen getöteten israelischen Kindern noch Filme mit einem israelfreundlichen Tenor prämiert. Honi soit qui mal y pense!

Die vorliegende sehr gründliche Studie wurde von Monika Schwarz-Friesel, Professorin für Allgemeine Linguistik an der Technischen Universität Berlin, und Jehuda Reinharz, Professor für Jüdische Geschichte an der Brandeis University, erarbeitet. Sie widmen sich den sprachlich kodierten Antisemitismen, die sie während eines siebenjährigen Forschungsprojekts anhand von über 14.000 E-Mails, Briefen, Postkarten und Faxen, die in den Jahren 2002 bis 2012 an den Zentralrat der Juden in Deutschland und an die Botschaft des Staates Israel in Berlin geschickt wurden, textwissenschaftlich analysiert und erforscht haben. Die Autoren betonen in diesem Zusammenhang: „Statistisch betrachtet lassen sich zur Repräsentativität des von uns untersuchten Korpus bezüglich der Gesamtbevölkerung keine Aussagen treffen“, wiewohl sie unter den Schreibern mehrheitlich „Absender aus der politischen und sozioökonomischen Gesellschaftsmitte“ und nur 11% Rechtsextreme ausgemacht haben.

Da die Schreiben meist nicht anonym sind, enthalten sie häufig die Absender-Adresse sowie Alter und Berufsangaben, wie „Abiturienten, Studierende, Anwälte, Journalisten, Ärzte, Pfarrer, Selbstständige und Lokalpolitiker, aber auch Professoren“, die in ihren Schreiben zahlreiche Stereotype artikulieren. Aus den untersuchten Texten lassen sich so aufgrund der Analyse der verbalen Mittel und Strategien Denk- und Gefühlsstrukturen der Judenfeindschaft erkennen, die vielfach über Jahrhunderte tradiert wurden und unkritisch übernommen werden. Hinweise auf die politische Einstellung, etwa rechtsextremer Schreiber, lassen sich anhand gewisser Indikatoren ermitteln, etwa Grußformeln, z. B. „mit germanischem Gruß“, extensivem Gebrauch des Attributs „deutsch“, Rassismen, Sprachmuster aus der Zeit des Nationalsozialismus, z. B. „der Jud Scharon“, Einzellexeme wie „Reichshauptstadt“, „sogenannte BRD“, „Volk“, „Reich“ etc. Es kommen immer wieder Sätze vor, wie „Juden sind dominant im Finanzsektor“ oder „Juden beherrschen die Presse“, bis hin zu „Mir wird schlecht, wenn ich an Juden denke“ oder „Ekelhaft, das Judenpack!“. Dass Juden, da traditionell als Gottes- und Kindermörder verunglimpft, selbst am Antisemitismus schuld seien, ist eine gängige Meinung: „Haben Sie sich schon einmal gefragt, warum kein Land der Welt euch Juden leiden kann? Weil ihr über Leichen geht.“

Die Sprache wird von den Autoren als „Handlungsinstrument“ betrachtet, denn sie „kann wie eine Waffe benutzt werden, um Menschen Schaden zuzufügen, sie zu kränken, zu beleidigen, zu verunglimpfen, sie auszugrenzen und ihnen zu drohen“. So entpuppt sich die Sprache der Judenfeindschaft als eine verbale Macht- und Gewaltausübung, die nicht selten in direkter Linie zur physischen Gewalt führt. Man weiß aus der Geschichte der Judenfeindschaft, dass Gerüchte, etwa im Zusammenhang

mit angeblichen Ritualmorden von Juden an Christen, zu blutigen Pogromen führten.

Der hassschürende Satz von 1879, „die Juden sind unser Unglück“, von einem der Väter des modernen deutschen Antisemitismus, Heinrich von Treitschke, artikuliert, wurde von den Nationalsozialisten in jeder *Stürmer*-Ausgabe als Schlagzeile reproduziert und scheint noch in der Gegenwart im Bewusstsein der Antisemiten präsent zu sein. Im Jahre 2005 enthaltenen Zuschriften an den Zentralrat Drohungen an die Adresse der Juden: „Wir schlagen euch alle tot!“ und z. B. 2007 an die israelische Botschaft: „Ich werde alles tun, um meine Mitmenschen gegen Juden aufzuhetzen.“

Juden und Israelis werden für die Schreiber zu einem gemeinsamen Feindbild, wie der häufig auf Israel gemünzte Begriff „Apartheid“ – „Israel ist ein Apartheidregime“ zeigt. Er stellt eine Analogie zwischen einem rassistischen Staat und dem demokratischen Israel her, um kognitiv eine negative Einstellung Israel gegenüber zu bewirken. Dies hatte im März 2012 etwa auch der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel in seinem Facebook-Eintrag getan, was zu heftigen Reaktionen führte.

Juden- und Israelfeindschaft geht oft ineinander über, wie wir aus dem kürzlich erschienenen Buch von Wolfgang Kraushaar, *München 1970*, erfahren. Er hat die unheilige Allianz zwischen deutschen Linken und den palästinensischen Terroristen dargestellt. Heute sind die Massenmedien nicht unschuldig daran, dass sich nicht zuletzt auch muslimische Jugendliche in Deutschland als Antisemiten betätigen. In ihrer Studie, worin sie an die eigenen Vorarbeiten und an die umfangreiche Forschungsliteratur zum Antisemitismus anknüpfen, zeigen die Autoren „von welcher großer Relevanz sprach- und kognitionswissenschaftliche Detailuntersuchungen sind, da sie präzise und nachvollziehbar formale wie mentale Komponenten der Judenfeindschaft aufdecken und Kriterien für die Klassifikation des verbal tradierten Antisemitismus der Moderne liefern“.

Wie wichtig das ist, erwies sich besonders deutlich bei der Diskussion um das „Gedicht“ von Günter Grass, *Was gesagt werden muss*, welches dieser als Israel-kritisch und aus Sorge um den Weltfrieden geschrieben deklarierte. Da „Israelkritik“ bei Antisemiten beliebt ist und als legitim gilt, haben viele Menschen nicht vermocht, an diesem Text Antisemitisches zu erkennen, obgleich Grass, wie die Autoren hervorheben, darin nahezu alle tradierten judeophoben Klischees bedient. Da aber das Wort Jude von Grass nicht benutzt und die aktuelle Informationskomponente der israelischen Atompolitik in den Vordergrund gerückt wurde, deuteten viele den Text als „nur kritisch“, als „Meinungsfreiheit“ und als „Fakt“.

Übersehen wurde dabei, dass es sich um realitätsverzerrende und dämonisierende Äußerungen handelt, die alle typischen Kennzeichen eines modernen antisemitischen Textes im Gewand der Israel-Kritik aufweisen. Dies erörtern die Autoren z. B. in Kapitel 7, der dem Anti-Israelismus als moderner Formvariante des Verbal-Antisemitismus, einer modernen „Konzeptualisierung des kollektiven Juden“, gewidmet ist. Da Israel, „das wichtigste Symbol jüdischen Lebens und Überlebens“, für „Antisemiten eine ungeheure Provokation“ darstellt, steht es „seit seiner Gründung im Fokus rechts- und linksextremistischer Diffamierungskampagnen und Hetzpropaganda“, wie wir es zuletzt auch bei Jakob Augstein gelesen haben.

In dem Grass-Gedicht hat der Dichter den atomaren Konflikt zwischen dem Iran und Israel völlig realitätsverzerrend dargestellt, indem er Israel unterstellte, einen atomaren Angriff gegen das iranische Volk zu planen, während er die realen Vernichtungsdrohungen des iranischen Präsidenten Ahmadinejad gegenüber Israel, den er verharmlosend als „Maulheld“ bezeichnete, marginalisiert hat. Bezeichnend ist, dass Klaus Staack, der Präsident der Akademie der Künste, Grass wie folgt verteidigte: „Man muss ein klares Wort sagen dürfen, ohne als Israel-Feind denunziert zu werden“ und dass Grass „das Recht auf Meinungsfreiheit auf seiner Seite“ habe. Rolf Hochhuth trat daraufhin aus Protest aus der Akademie aus.

Von den Schreibern werden vielfach etwa „Jüdische Verbrechen in Hebron“ angeprangert, wobei Empathie-Verweigerung gegenüber Juden und Israelis deutlich sichtbar wird. Die Aussage wie „Ich hoffe und wünsche, dass ... viele, viele Israelis sterben und ihre Familien leiden müssen“ steht häufig in auffälligem Kontrast zu den intensiven Gefühlsbekundungen, die die Schreiber für sich selbst in Anspruch nehmen. Sie „leiden intensiv“, „sorgen sich so sehr“ oder sind „in empörter Rage“, usw. Ein Dipl.-Ökonom aus Bochum schreibt z. B.: „Es ekelte mich an, was Israel z. Zt. im Libanon treibt! Ich würde mich gern vor ihrer Botschaft erbrechen, um zu unterstreichen, was ich von Ihrer Aggressionspolitik [sic!] halte...“ Häufig sind mit solchen Gefühlsausbrüchen auch Forderungen nach einem „Schlussstrich“ verbunden, man will nicht mehr an die „ewige Kollektivschuld“ erinnert werden oder meint, dass „unsere Politiker zu Kreuze kriechen müssen und die dann noch den Steuerzahler viel Geld kosten“. Schwarz-Friesel und Reinharz finden in den antisemitischen Texten eine „Dominanz der irrationalen Dimension“ bestätigt, daher sollten nunmehr, im Gefolge von Siegmund Freud, wohl die Psychiater untersuchen, was solche und noch schlimmere Schreiben über den Intellekt- und Seelenzustand ihrer Verfasser („es spricht in/aus ihnen“) aussagen.

Angesichts solcher Zeilen wie „Ihr ermordet Palästinenser wie es euch gefällt, wie es früher die KZ-Aufseher mit euch gemacht haben. Nur die wurden bestraft!“, wird man an den von Henryk M. Broder popularisierten Ausspruch „Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen“ erinnert. Der „Schuldabwehr-Antisemitismus“, wie er hier zutage tritt, wird vornehmlich von deutschen, österreichischen und auch polnischen Judenfeinden vertreten, die gerne das tradierte Stereotyp vom „rachsüchtigen und unversöhnlichen Juden“ kodieren.

Es wäre noch Vieles zu erwähnen, denn dies ist ein sehr lehrreiches und reichhaltiges Buch, das künftig nicht nur bei Antisemitismusforschern oder Soziologen, sondern auch bei intellektuellen, Medienleuten und Politikern zur Pflichtlektüre gehören sollte. Die gelegentlichen Redundanzen fallen einem nur bei einer kursorischen Lektüre des Buches auf, das ansonsten gut lesbar und sogar, wenn man starke Nerven hat, stellenweise beinahe unterhaltend sein kann.

Monika Schwarz-Friesel, Jehuda Reinharz: *Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert*, 444 S., De Gruyter, Berlin/Boston, 2013.

Der Mann mit dem Hut



Rabbiner Joel Berger

Rabbiner Joel Berger, württembergischer Landesrabbiner a. D. und Lehrbeauftragter an der Universität Tübingen, ist in Deutschland kein Unbekannter. Der umtriebige Theologe, Mitglied des Schiedsgerichts beim Zentralrat der Juden in Deutschland und Herausgeber der Zeitschrift *UDIM* der Rabbinerkonferenz, tritt als häufiger Rundfunkredner auf und engagiert sich im interreligiösen Dialog. Als Organisator von Jüdischen Kulturtagen in Stuttgart bewies er wiederholt sein Organisationstalent. Dass dieser „Handampf in allen Gassen“, witzig und verschmitzt, keinen leichten Lebensweg hatte, erfährt man nun aus seiner Autobiographie, die nach 70 Stunden Interview von der Journalistin Heidi-Barbara Kloos aufgezeichnet wurde.

Nach der Lektüre dieses Buches verwundert der heutige ungarische Antisemitismus nicht.

Der 1937 in Budapest geborene Joel Berger beschreibt ein Land, das schon stark antisemitisch war, bevor in den 1930er-Jahren anti-jüdische Gesetze erlassen wurden. Seit 1941 war Ungarn ein Verbündeter Nazi-Deutschlands und Berger erlebte die Verfolgungszeit mit unzähligen Erniedrigungen und Demütigungen. „Wir waren freie Beute, konnten jederzeit auf offener Straße erschlagen werden. Auch mich haben als Kind mehr Menschen angespuckt oder mit hässlichen Bemerkungen bedacht als freundlich angeblickt.“ Seine Eltern und die Tante überlebten den nach der deutschen Besetzung im März 1944 erfolgten Massenmord an den ungarischen Juden dank der gefälschten spanischen Dokumente in dem Budapester „Internationalen Ghetto“, welches auf die Initiative des schwedischen Diplomaten Raoul Wallenberg hin eingerichtet wurde.

Der Einmarsch der Roten Armee im Januar 1945 rettete ihnen das Leben und Bergers Vater kehrte aus Bergen-Belsen zurück. Doch Freiheit brachten die Befreier nicht, denn das kommunistische Regime war für einen religiösen Juden feindselig, weshalb der Achtzehnjährige nach dem gescheiterten Aufstand von 1956 illegal auszureisen versuchte, was jedoch misslang. Nach einer sechsmonatigen Haft schloss man ihn von allen Universitäten des Landes aus und nur das Rabbinerseminar mit dem Status einer Hochschule stand ihm offen. Das bestimmte seinen weiteren Lebensweg, der ihn, aus einer deutschsprachigen Familie stammend, schließlich nach Deutschland führte. Berger wurde 1963 ordiniert, absolvierte ein Zusatzstudium fürs Lehramt und konnte nach vielen vergeblichen Versuchen, da diese nicht zuletzt durch regimetreue Gemeindeoberen torpediert wurden, Ungarn schließlich verlassen.

Über mehrere Stationen, darunter die in Göteborg in Schweden, worüber er sehr bis-



sig und zutreffend schreibt, kam er nach Stuttgart, wo er bis zu seiner Pensionierung mit Unterstützung seiner Frau Noemi für die jüdische Gemeinde wirkte. Noch heute spricht er mit großer Leidenschaft das „Jüdische Wort in den Tag“ für den SWR und seit einigen Monaten auch im Bayerischen Rundfunk, in der Schalom-Sendung des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, über die Parascha der Woche.

Ursula Weiss

Joel Berger: *Der Mann mit dem Hut, Geschichten meines Lebens. Aufgezeichnet von Heidi-Barbara Kloos, 384 S., Klöpfer & Meyer, Tübingen, 2013.*

Es ist ein hartes Los

Seit 2008 gibt Benigna Schönhagen, Leiterin des Jüdischen Kulturmuseums Augsburg-Schwaben, die Zeitzegen-Reihe „LEBENS-LINIEN. Deutsch-jüdische Familiengeschichten“ heraus. Dokumentiert werden die Erinnerungen von Augsburgern Juden, die als Zeitzegen ihre Familiengeschichten erzählen. Im Museum entsteht so ein familiengeschichtliches Archiv mit beeindruckenden Dokumenten. Band 5 dieser Reihe erschien Ende 2012.

Monika Müller: „Es ist ein hartes Los, das uns getroffen hat.“ Der Weg der Familie Einstein aus Augsburg-Kriegshaber.

Die Zeitzegin Liese Fischer, geb. Einstein, aus Silver Spring/USA war im November 2012 in Augsburg. Sie erzählte ihre Familiengeschichte, auch öffentlich, auch in drei Schülerworkshops im Museum.

Liese wurde 1925 in dem Augsburgern Vorort Kriegshaber geboren, wo ihr Vater mit seinen Brüdern die Viehhandlung „Gebrüder Einstein“ betrieb. Sie zählte bis zur NS-Zeit

zu den führenden Viehhandlungsunternehmen in Schwaben.

Die Ausschreitungen vom November 1938 machten den Einsteins bewusst, wie bedroht ihre Existenz in Deutschland war. Trotz intensiver Bemühungen gelang ihnen nicht die Auswanderung. Sie konnten nur die beiden Kinder Liese und Siegbert mit einem Kindertransport im Juli 1939 nach Großbritannien in Sicherheit bringen. Siegbert starb dort am 26. Februar 1940 an einer Herzentzündung. Die Eltern Moriz und Lydia Einstein wurden im März 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Liese Einstein ging nach dem Krieg in die USA.

Monika Müller: „Es ist ein hartes Los, das uns getroffen hat.“ *Der Weg der Familie Einstein aus Augsburg-Kriegshaber. (LEBENS-LINIEN. Deutsch-jüdische Familiengeschichten, Bd. 5), hrsg. von Benigna Schönhagen für das Jüdische Kulturmuseum Augsburg-Schwaben, Augsburg 2012, 96 Seiten, farbige Abbildungen; erhältlich im Museum, www.jkmas.de*



We were Europeans

Seit dem März 2009 erinnert vor dem Haus Luitpoldstraße 27 in Bamberg ein „Stolperstein“ an Karolina Löbl. Sie ist die Großmutter väterlicherseits von Werner M. Loval, der die Geschichte seiner Familie, der Löbls aus kleinen Weilern in Bayern, dann in Bamberg, und mütterlicherseits der Aufhäusers in Augsburg, Berlin und München, aufgeschrieben hat. Die Familien stiegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schnell und, wie es scheint, problemlos in die Mittelschicht auf. Sie waren nach dem Verständnis des Autors typische „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“, die selbstverständlich aktiv im deutschen Heer dienten, als der Erste Weltkrieg ausbrach, wofür sie noch 1935 mit dem „Ehrenkreuz“ ausgezeichnet wurden, die aber auch in jüdischen Gemeindeorganisationen aktiv waren.

Die sehr umfangreiche, viele Verwandte und Freunde einbeziehende Darstellung des Autors gliedert sich in drei Teile. Sie richtet den Blick nach Deutschland als alte Heimat, sie zeichnet den Weg der Familien Löbl und Aufhäuser in England, den USA und Lateinamerika nach und sie richtet dann den Blick auf Werner M. Lovals heutige Heimat Israel, wo er seit 1954 wohnt. Seine Familiengeschichte basiert u.a. auf mehreren Tagebüchern: Ein Cousin der Mutter skizzierte



Werner M. Loval mit Pamela.

HUGO LÖBL
ELEKTRISCHE KLEIN-INDUSTRIE

Bamberg  Paris

Spezialität: Elektrische Taschenlampen
mit den unübertroffenen, berühmten
Dauer-Trocken-Batterien „MATADOR“

Elektrische Leuchter — Wandbeleuchtungen — Uhrständer
tragbare Militär- und Sicherheitslampen

TASCHEN-FEUERZEUGE
in 80 verschiedenen Ausführungen

Elemente, Glocken, Telefon- und sämtliche Schwachstrom-
Installationsartikel

Original Watt- und A. E. G. Metall-
draht-Lampen

Bank-Conti: Kgl. Filialbank Bamberg
A. E. Wassermann, Bamberg

TELEFON N^o. 561

Postscheckkonto 1605
Postscheckamt Nürnberg.

Großvaters Firma 1913.

Augsburg zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Sein Onkel Robert Löbl schrieb vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg Tagebuch. Aus diesem druckt Werner M. Loyal vor allem die Passagen aus dem Jahr 1917 ab.

Der langjährige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Bamberg, Dr. Morgenroth, schreibt in einem Tagebuch von den frühen 30iger-Jahren bis zur sich ständig verschlechternden Situation der Gemeinde in der NS-Zeit. Zwei Tagebücher seiner älteren Schwester Erika umfassen Kindheit und Jugend in Bamberg, ihre und Werners Übersiedlung an die Bunce Court School im ländlichen England und die Wiedervereinigung der Familie – die Eltern konnten Bamberg im August 1940 in Richtung Ecuador verlassen – im Oktober 1942 in Quito. Dort hatte der Vater eine Regenmantel-Fabrik eröffnet, und die Tagebuchschreiberin richtete einen englischsprachigen Kindergarten ein. Werner M. Loyal selbst führte ein Kalendarium, in dem er wichtige Daten und Ereignisse markierte. Neben diesen persönlichen Quellen ordnet Loyal die die Familie betreffenden Ereignisse den historischen Fakten zu, indem er wichtige Gesetze und Verordnungen aufführt.

Einige Mitglieder der Aufhäuser-Familie gingen nach dem Krieg nach England, wo ihnen auch der gesellschaftliche Aufstieg in der neuen Heimat gelang. (Zur Geschichte der Familie Aufhäuser siehe auch: Michael Schneeberger, Jüdische Landgemeinden in Bayern Nr. 33, in: Jüdisches Leben in Bayern, Nr. 120, Dezember 2012, Seite 25.)

Werner M. Loyal ging 1945 in die Vereinigten Staaten, wo er u.a. in der israelischen Botschaft in Washington arbeitete, sozusagen als Vorstufe seiner späteren Übersiedlung nach Israel. In seinem Buch beschreibt er eine Begegnung mit Teddy Kollek in Washington, der ihn zur Aliya, zur Einwanderung nach Israel, ermunterte. Aber aus-



Schwester Erika.



Die Familie in Bamberg.

schlaggebend war wohl die Begegnung mit Pamela Sabel. Sie hatte Familie in Jerusalem und so entschieden sie sich beide für die israelische Stadt als ständigen Wohnsitz. Werner und Pamela heirateten 1956 im Jerusalemer King David Hotel. Auf der Gästeliste fand man die politische Prominenz der damaligen Zeit.

Seine neue Heimat vertrat er im diplomatischen Dienst bis 1966 in mehreren mittelamerikanischen Staaten. Später in Israel engagierte er sich in der Stadtentwicklung und

er wird einer der ganz großen Immobilienhändler seines Landes. Ein eigenes Kapitel widmet der Autor der israelischen Reformbewegung, die er über Jahrzehnte mitgeprägt hat. Und ein anderes Kapitel des englischsprachigen Buches nennt er: *The Only Investment Better Than Real Estate: My Family!*

Für sie, für seine Enkelkinder, schrieb Werner M. Loyal die Geschichte seiner Familie, die der 1926 in Bamberg geborene Autor zurückverfolgt bis in das Bayern des 18. Jahr-

hunderts. „Aber dies ist nicht nur eine private Familiengeschichte“, schrieb die israelische Zeitung Jerusalem Post nach Erscheinen des Buches, „dies ist Teil der Geschichte der deutschen und europäischen Juden, der Entwicklung des Staates Israel und der Stadt Jerusalem“.

Angela Genger

Werner M. Loyal, *We Were Europeans, A Personal History Of A Turbulent Century*, 512 Seiten, Gefen Publishing House, Jerusalem, New York, 2010.



Fritz Löbl Paul Löbl Robert Löbl Leo Löbl
1. 9. 1915.

Die vier LoebL-Brüder.

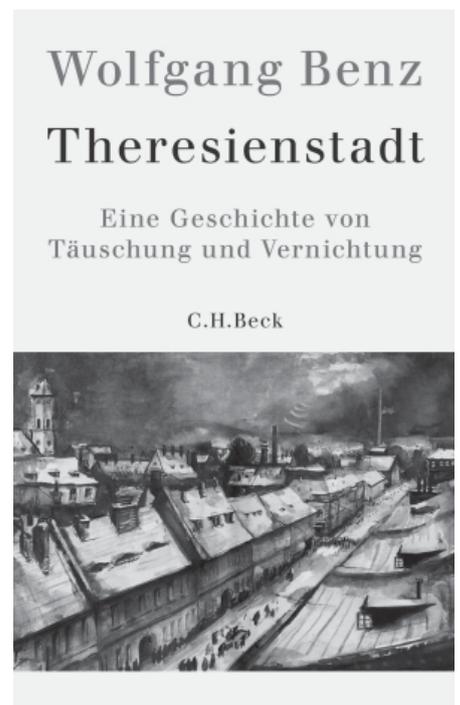
Ghetto Theresienstadt

Über kein anderes Ghetto der Nationalsozialisten existieren so viele Bilder wie über das nordwestlich von Prag gelegene Theresienstadt. Das ist einerseits der Fülle von künstlerischen Zeugnissen aus Musik, Dichtung und bildender Kunst bedeutender tschechischer Künstler, aber auch von Kindern geschuldet, wie es immer noch nachwirkendes Resultat gezielter nationalsozialistischer Propaganda ist, nicht zuletzt aufgrund eines Films von 1944, der in Fragmenten erhalten blieb. Tatsächlich war Theresienstadt ein völlig überfülltes Ghetto für fast 150.000 Menschen auf dem Weg in die Vernichtung. Mit diesem „schwierigen“ Ort der „Täuschung“ und Vernichtung befasst sich der namhafte Historiker Wolfgang Benz in seiner jüngst erschienenen Studie.

Angelegt im 18. Jahrhundert als Festung in Böhmen mit allen Merkmalen solcher Anlagen, wurde die Kleine Festung bereits im Juni 1940 zur Filiale des berühmten Prager Polizeigefängnisses, dann Gestapogefängnis und Hinrichtungsstätte und 1944 vorübergehend zur Unterbringung von KZ-Häftlingen aus Flossenbürg genutzt. Sie diente als Haftort vor allem der Angehörigen des tschechischen nationalen und kommunistischen Widerstandes, insgesamt 27.000 Männer und 5000 Frauen. Mindestens 1216 Juden waren in der Kleinen Festung in Haft, unter ihnen der zweite „Judenälteste“ des Ghettos, Paul Eppstein (1901–1944). Er war einer von 462, die dort starben.

Im Dezember 1941 wurde die Große Festung Lager für böhmische Juden, die von hier weiter nach Osten deportiert werden sollten, zum Ghetto, das den Juden aus Deutschland, Österreich und später aus den Niederlanden

und Dänemark als Privileg und „Alterssitz“, in den man sich einkaufen konnte, dargestellt wurde. Eine der eindrucksvollen persönlichen Geschichten, die der Autor erzählt, ist die eines Nürnberger Ehepaares im Kapitel „Station auf dem Weg zur Vernichtung“. Im Jahr 1933 war der Nürnberger Rechtsanwalt Dr. Sigmund Dormitzer 64 Jahre alt, seine Frau Else 54. Ihre jüngere Tochter konnte nach dem juristischen Staatsexamen im August 1933 noch promovieren, sie zog nach Prag und von dort 1937 mit ihrem Ehemann in die Niederlande. Auch die älteste Tochter wanderte mit ihrer Familie rechtzeitig aus. Else und Sigmund Dormitzer folgten den Töchtern nach den Erfahrungen der Novemberpogrome von 1938 am 1. März 1939. Im Frühjahr 1940, nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Niederlande, kurzzeitig interniert, lebten Dormitzers bis Juni 1942 in Hilversum. Als sie, wie alle Juden, nach Amsterdam ziehen sollten, tauchten sie unter. Jedoch erreichte sie am 20. April 1943 eine Vorladung der Gestapo, am 22. April trafen sie bereits in Theresienstadt ein. Im Dezember 1943 starb Sigmund Dormitzer. Nach einer Phase von Lethargie und schwerer Krankheit engagierte sich Else D. im Kulturprogramm und arbeitete u.a. im Hausdienst, als Kartoffelschälerin, Kohlenwagenschieberin, Bibliothekarin, Postzensorin und Postbeamtin. Sie erlebte die Befreiung. Dass Else Dormitzer nicht auf einer Deportationsliste von Theresienstadt in eines der Todeslager stand, erhöhte die Chancen ihres Überlebens. Aber das war die Ausnahme. Insgesamt kamen 141.000 Juden ins Ghetto Theresienstadt, gegen Kriegsende kamen noch 15.000 KZ-Häftlinge aus Evakuierungs-



transporten dazu, 88.000 wurden in mehr als 60 Transporten aus Theresienstadt in Vernichtungslager deportiert, von denen 3500 überlebten. In Theresienstadt starben etwa 35.500 Menschen. Das ist die Bilanz von Theresienstadt, dem „Musterghetto“, in Zahlen.
Angela Genger

Wolfgang Benz: Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung, 281 S., C. H. Beck Verlag, München, 2013.

Optimierung eines Meisterwerkes

Rabbiner Baruch Ha Levi Epstein (1860–1941) hat mehrere Tora-Bücher in hebräischer Sprache veröffentlicht. Sein fünfbändiges Werk „Tora Temima“ (vollständige Lehre), zuerst 1902–1904 erschienen, wurde in Kreisen von Tora-Studierenden zu einem Bestseller. Der Autor hat den kühnen Versuch unternommen, die Verbindungen zwischen der schriftlichen und der mündlichen Lehre darzustellen. Zu jedem Vers des Pentateuchs bringt Epstein erläuternde Passagen aus dem Talmud, dem Hauptwerk des rabbinischen Judentums. Dann kommentiert er die angeführten talmudischen Lehrsätze in einer allgemein verständlichen Sprache. Nach Angaben des Verfassers dauerte die Herstellung des talmudischen Nachschlagewerkes 15 Jahre. Nun haben bereits vier Generationen von Tora-Lernenden von Epsteins imposanter Arbeit profitiert.

Wie in der Welt der Gelehrten nicht anders zu erwarten, wurde „Tora Temima“ oft gepriesen, doch gelegentlich auch kritisiert. Mehrere Autoren haben Epstein vorgehalten, dass er einige Tora-Auslegungen ohne genaue Quellenangabe anführt und dass seine Zitate manchmal ungenau sind. Offen-

sichtlich hatte Epstein ein phantastisches Gedächtnis, auf das er sich verlassen zu können glaubte. Dabei sind ihm hier und da Fehler unterlaufen. Dass diese Ungenauigkeiten in der neuen und schön aufgemachten Ausgabe, die der Chorev-Verlag vor kurzem in Jerusalem herausgebracht hat, korrigiert worden sind, ist erfreulich und lobenswert.

Von allen früheren Auflagen unterscheidet sich die jetzt vorliegende durch die Tatsache, dass Epsteins Texte vokalisiert worden sind. Verleger Michael Seev dankt in seinem Vorwort mehreren Gelehrten, die sich die Mühe der Vokalisierung und des Ausmerzens von Fehlern gemacht haben. Durch die eingefügten Vokal- und Satzzeichen wird das Verständnis der Erörterungen wesentlich erleichtert. Dadurch wird das Buch einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht.

Erwähnenswert ist, dass auch der klassische Kommentar von Raschi vokalisiert wurde; hinzugefügt wurde darüber hinaus auch ein Superkommentar. In der neuen Auflage sind kritische Randbemerkungen von Rabbiner Jakob Moshe Feldman sowie von Rabbiner Moshe Jechiel HaLevi Epstein abgedruckt.

Ihre Glossen dienen einer Vertiefung der Diskussion.

Neben den Erklärungen zum Pentateuch enthält „Tora Temima“ ebenfalls Erläuterungen zu den „Fünf Megillot“ (Hohelied, Ruth, Klagelieder, Prediger, Esther). Zu diesen Büchern aus den Hagiographen (hebr. Ketuwim) hat Epstein im Jahre 1920 ein eigenes Buch herausgebracht: „Gischme Beracha“ (Regen des Segens; vgl. Ezechiel 34,26). Es war eine vorzügliche Idee des Verlegers, die subtilen und originellen Tora-Gedanken von Epstein in den Rahmen seines Opus Magnum aufzunehmen. Sogar diejenigen Leser, die bereits eine frühere Auflage von „Tora Temima“ besitzen, werden nun zur erweiterten und überarbeiteten Ausgabe greifen wollen. Ein in jeder Hinsicht beeindruckendes Meisterwerk verdient Beachtung in allen Kreisen von Tora-Studierenden.

Yizhak Ahren

Baruch Ha Levi Epstein, Chumasch „Tora Temima“, Fünf Bände, Chorev Publishing House, Jerusalem, 2012.



27. Jüdische Kulturtage München

16. bis 26. November 2013

Die alljährlich von der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition organisierten Jüdischen Kulturtage präsentieren nun schon zum 27. Mal ein breites Themenspektrum aus Filmen, Vorträgen sowie Konzerten. Zur feierlichen Eröffnungsveranstaltung am 16. November im Alten Rathausaal liest die bekannte Schauspielerin **Marianne Sägbrecht** Gedichte von Hilde Domin. Begleitet von dem Violinisten Lenn Kudrjawizki entführt uns die durch „Zuckerbaby“, „Out of Rosenheim“ und „Rosalie Goes Shopping“ zu Weltruhm gekommene Schauspielerin in die lyrische Welt Hilde Domins voller Seele und Herzlichkeit.

Im Gasteig startet das Festival mit einem Konzert des fünfköpfigen **Yamma Ensemble** aus Israel, das den Wurzeln der traditionellen israelischen Musik unter Einsatz auch orientalischer Instrumente folgt. Die Sängerin Talya Solan ist eine der gefragtesten Stimmen in der israelischen Weltmusik (17.11.).

Keinesfalls verpassen sollte man auch das **Trio Yás**, das in seiner Musik die reichen musikalischen Traditionen seiner weit gereisten Mitglieder verarbeitet, die tiefreichende Erfahrungen in jüdischen, arabischen, ottomani-schen und anderen Stilen mitbringen. Christian Dawid, Sanne Möricke und Guy Schalom blicken bereits auf beeindruckende individuelle Karrieren zurück und arbeiteten bereits weltweit mit den besten Musikern zusammen (19.11.).

Ein besonderes Highlight verspricht auch das Konzert von **Los Desterrados**. Die Band aus London bringt neues Leben in die alte Musik der sephardischen Juden. Durch die Verbindung von spanischem Flamenco und den Melodien des Balkans und Griechenlands mit den Rhythmen Nordafrikas und der Türkei hat die Gruppe einen ganz eigenen mediterranen Sound kreiert (23.11.).

Beste Unterhaltung und gute Laune ist von der musikalisch-literarischen Revue „**Jüdische Brillanten – Lieder & Lozelachs**“ der bekannten Schauspielerin und Autorin **Topsy Küppers** zu erwarten. In den Jahren 1960 bis 1976 schufen Künstler wie Georg Kreisler und andere in Wien wieder musikalisch-literarische Lieder, die an die jüdische Tradition der in der Vorkriegszeit beliebten witzigen und intelligenten Chansons anknüpfen (18.11.).

Die Buchvorstellung der Autobiographie von Rabbiner **Joel Berger** gibt Einblick in ein spannendes Stück europäischer Zeitgeschichte. Im Gespräch mit der Autorin und Filmemacherin Dr. **Sybille Krafft** schildert der ehemalige Landesrabbiner von Württemberg die Stationen seines ereignisreichen Lebens: von seiner Kindheit in Ungarn während der Schoa, über seine Jugendjahre im Kommunismus sowie seine Emigration nach Westeuropa, wo er vor allem in deutschen Städten als Rabbiner wirkte (20.11.).

Ebenfalls von aktueller Brisanz ist der Vortrag von Rabbinerin **Dr. Yael Antje Deusel**, die sich mit der historischen Bedeutung der Beschneidung für das Judentum beschäftigt. In ihrem Vortrag erläutert die Rabbinerin und Urologin die medizinischen sowie religionsgesetzlichen Grundlagen der Beschneidung und beschreibt die große Bedeutung der Brit Mila für das Judentum (21.11.).

Einen Aspekt der jüdischen Geschichte Frankreichs beleuchtet die Deutschlandpremiere des Dokumentarfilms „**Majem ist Wasser, Jajem ist Wein**“. Nur in Schopfloch, einer der zahlreichen einstmaligen jüdischen Landgemeinden, konnte sich die aus dem Hebräischen hervorgegangene lachoudische Sprache bis heute erhalten (21.11.).

Als Film-Matinee wurde der halbautobiographische Film „**Der Ruf**“ von und mit Fritz Kortner ins Programm der Kulturtage aufgenommen. Hierbei handelt es sich wohl um eines der wichtigsten Filmdokumente zur deutsch-jüdischen Remigration (24.11.).

Auch das Wagner-Jahr 2013 wird auf dem Festival aus jüdischer Perspektive thematisiert. Dass Richard Wagner Bearbeitungen von Musik jüdischer Komponisten erstellt hat, ist nur ausgewiesenen Kennern bekannt – und nie erklingen diese Stücke auf Konzertpodien. Zum Klavierabend „**Der jüdische Wagner**“ werden sie von der Pianistin Erika Lux kombiniert mit bekannten Auszügen aus seinen Opern, die von hervorragenden jüdischen Komponisten erstellt wurden. Dazu moderiert **Andor Iszák**, Direktor des Europäischen Zentrums für jüdische Musik, und liest aus Parodien von Alexander Moszkowski, einem jüdischen Zeitgenossen Wagners (24.11.).

Wie auch in den Vorjahren klingen die Jüdischen Kulturtage aus mit einer Veranstaltung im Jüdischen Museum München, diesmal mit einem interessanten Vortrag von **Prof. Stefan Schreiner** (Tübingen) zum Thema: „**Konversion und Messianismus: Sabbatai Zwi und Jakob Frank**“. Die Veranstaltung findet im Rahmen der Ausstellung „Treten Sie ein, treten Sie aus!“ statt und bietet die Möglichkeit zu einer vorangehenden Führung durch die Ausstellung (26.11.).

Jüdische Künstler aus deutschsprachigen Ländern stellen im Rahmen der Jüdischen Kultur-tage Werke in der Braun-Falco-Galerie aus (Eröffnung: 14.11.).

Programmübersicht und Karten siehe Umschlag-Rückseite.



Trio Yás (19.11.)



Los Desterrados (23.11.)

Судьба пророка

Только книга Йоны (Ионы) удостоилась такой чести: Её, единственную из всех библейских книг Пророков, зачитывают целиком во время синагогальной службы, и не когда-нибудь, а в Йом Кипур, в самом начале послеполуночной молитвы



Моряки бросают Йону в море, ок. 1465-го года

Минха. Столь древняя традиция выражает не только почтение, которое мы испытываем к несложному, в общем-то, рассказу, но и осознание того, что именно эта книга наиболее подходит по содержанию к Йом Кипуру. Нужно заметить, что все остальные отрывки из Торы, которые читаются в Йом Кипур, напрямую связаны с этим праздником, в то время, как в книге Йоны он не упоминается. Странность заключается еще и в том, что в

книге Йоны собственно пророчеству посвящается лишь малая доля текста, незначительная по содержанию. Это не столько книга пророка, сколько книга о пророке, который по ходу повествования оказывается в глубоком противоречии с собой, миром и Всевышним. И мы можем только предполагать, как разрешил Йона это противоречие, и разрешил ли вообще.

книге Йоны собственно пророчеству посвящается лишь

Книга Йоны начинается с обращения Всевышнего, в котором тот велит Йоне отправиться в город Ниневию (нынешний Ирак), чтобы сообщить горожанам, что за их злодеяния город постигнет участь Содома и Гоморры. Однако Йона пускается в бегство, и читателю причина этого поступка пока не ясна. Йона садится на корабль, идущий в город Таршиш, который находился, по-видимому, на Пиренейском полуострове. Во время путешествия начинается шторм, грозящий потопить корабль, и Йона, которому понятна причина ненастья, велит бросить себя за борт. После колебаний пред лицом опасности моряки следуют его совету. Так Иона в чрево огромной рыбы, где он проводит трое суток. Оказавшись вновь на суше, Йона слышит вторичный приказ идти в Ниневию, но теперь уже не смеет перечить.

Придя в Ниневию, Йона возвещает о скором уничтожении города. Реакция жителей неожиданна и для читателя и для самого Йоны – они верят в пророчество, налагают на себя покаяние и зывают к милости Всевышнего, который, видя искренность жителей, решает не разрушать город. Йона, по-видимому, боясь прослыть лжепророком (так считают классические комментарии), крайне разгневан такой податливостью Всевышнего: «Не это ли говорил я, ещё будучи

в моей стране? Потому и убежал я заранее в Таршиш, ибо знал, что ты Бог милосердный ... и сожалеешь о бедствии» (4,2). Стоя на безопасное расстояние от города, Йона возводит себе шалаш и принимается ждать, не одумается ли Господь.

Но ничего не происходит. Лишь рядом за ночь вырастает клещевина, широколистное растение, оберегающее Йону от солнца. Но на следующую ночь оно увядает, и Йона, находясь под палящим солнцем и убедившись в том, что его пророчеству не суждено сбыться, приходит в отчаяние: И сказал Господь Йоне: «Неужели так сильно раздосадован ты из-за клещевины?» Он ответил: «Очень досадно мне, до смерти.» И сказал Господь: «Ты сожалеешь о клещевине, над которой не трудился и которой не растил, которая в одну ночь выросла и в одну ночь увяла. А мне ли не пожалеть Ниневию, великий город, в котором более ста двадцати тысяч человек, не умеющих отличить правой руки от левой, и множество скота?» (4, 9-11). На этом книга заканчивается и мы не знаем, что ответил Йона, и мог ли он что-то ответить.

Книга Йоны повествует о раскаянии целого города, которое привело к его спасению. Именно это представление характеризует отношение евреев к своей национальной судьбе на всём протяжении истории. Не смотря ни на что, евреи никогда не отказывались от веры в эту взаимосвязь. Поэтому книга Йоны и стала частью службы в Йом Кипур.

Но на самом деле всё сложнее. Ведь в центре книги стоит всё же не история города Ниневии, а судьба пророка, который проделал длинный путь, прежде чем оказаться за воротами города, которому он преждевременно предрёк гибель. Примечательно, что Иосиф Флавий, пересказывая историю Йоны в девятой книге «Иудейских древностей», вообще опускает мотив покаяния грешного города.



Гюстав Доре, Йона, 1883-й год

Последняя сцена книги символична. Ниневия, город раскаявшихся грешников, закрыла перед Йоной свои ворота, да и сам Йона отказывается понять, что его цель была, не предречь городу гибель, а спасти его. Это наблюдение заставляет средневекового еврейского комментатора Ибн-Эзру усомниться в том, насколько велик Йона как пророк, ведь он так и не осознал, в чём его цель. Но именно эта неидеальность Йоны приближает его к читателю. Судьба Йоны, описанная в книге – это во многом путь человека, всякого человека, не только пророка. Ведь каждый или почти каждый человек проделывает за свою жизнь тот путь, который проделал Йона: здесь и бегство от чего-то или за чем-то, и шторм, и

чрево рыбы, и достигнутая, но не принеся удовлетворения цель.

Мы, как и Йона, часто не понимаем или не хотим, не можем понять собственного назначения, пытаемся бежать от него в Таршиш, в Тибет, в Индию.

Пребывание внутри огромной рыбы, которое, казалось бы, является наказанием Йоны за его неподатливость, становится поворотной точкой в его судьбе. Вот как описывает этот опыт

познания античный *мидраш*: «Сказал рабби Тарфон: С начала шести дней творения была предназначена эта рыба для того, чтобы проглотить Йону, как сказано (Йона 2,1): *Предуготовил Господь рыбу большую*. Йона вошёл в эту рыбу, как человек входит в большую синагогу, и встал там. А сквозь два глаза, как сквозь стеклянные окна, проникал к нему свет.» Оказывается, эта рыба появляется не случайно – она с начала мира дожидается Йону, который должен оказаться внутри её необъятного чрева. В этой предуготовленности и кроется суть рассказа о Йоне, и рыба, которой он был проглочен, становится символом прозрения, ибо, по слову рабби Меира в том же *мидраше*, «во чреве её висел драгоценный камень, который светил Йоне как полуденное солнце». Странно, зачем Йоне, который сидит в рыбе, нужен свет? Что там освещать? Види-

традиция

Из Аггады

Аггада – в противовес Галахе – часть «устной» Торы, которая напрямую не затрагивает вопросов Закона. Это – истории, притчи, басни, которые по-своему дополняют «сухую» дискуссию о тех или иных галахических проблемах. Здесь мы приведём пример такой «аггады» из трактата «Бава Мециа» Вавилонского талмуд (59аб).

Учили: если печь разрезали (на слон) и переложили песком – рабби Элиэзер считает, что она не принимает нечистоту, а мудрецы считают, что принимает. Это и есть «Змеиная печь». Почему «змеиная»? Сказал рабби Йегуда от имени Шмуэля: Потому что мудрецы (в споре) обвилились вокруг неё словами словно змеи. В результате постановили, что она принимает нечистоту.

Рассказывают: В тот день рабби Элиэзер привел все возможные аргументы в пользу своего мнения, но мудрецы их не приняли. Тогда он сказал:

- Если закон соответствует моему мнению, пусть это докажет рожковое дерево!

Тогда рожковое дерево переместилось на сто локтей в сторону; а некоторые говорят – на четыреста. Ему возразили:

- Не приводят доказательства посредством рожкового дерева.

Тогда рабби Элиэзер сказал:

- Если закон соответствует моему мнению, пусть это докажет ручей!

Воды ручья потекли вспять. Ему возразили:

- Не приводят доказательства посредством ручья.

Тогда он сказал:

- Если закон соответствует моему мнению, пусть стены академии докажут это!

Накренились стены, готовые обрушиться. Тогда вскричал рабби Йегошуа и сказал им:

- Вам ли вмешиваться туда, где ученые спорят о законе?!

Из уважения к рабби Йегошуа стены не обрушились, но из уважения к рабби Элиэзеру и не выпрямились. Так они и стоят накрённые. Тогда рабби Элиэзер сказал:

- Если закон соответствует моему мнению, пусть небо докажет это!

Раздался Голос неба:

- Зачем противитесь вы рабби Элиэзеру? Закон всегда соответствует его мнению!

Тогда поднялся рабби Йегошуа и сказал:

- Она (Тора) не на небе! (Втор. 30,12)

Что значит «Она не на небе»? Р. Йирмея сказал: «Тора была дарована на горе Синай. Поэтому мы не прислушиваемся к Голосу неба, ведь написал Ты в Торе на горе Синай: «следовать за большинством» (Исх. 23,2)

Рабби Натан встретил пророка Илию и спросил его, что делал в этот час Всевышний. Тот ответил:

- Всевышний улыбнулся и сказал: «Мои дети победили меня, мои дети победили меня».

мо, рабби Меир хочет указать на то, что это свет освещает не столько рыбе нутро, сколько душу Йоны. Уже в конце книги столь же символично появляется клещевина, которая, однако, не освещает, но, наоборот, бросает тень, ибо Йона раскаялся, но не прозрел.

Читатель хочет гармонического разрешения конфликта. Но его-то в книге Йоны и нет. Йона, несмотря на своё индивидуальное раскаяние, не достиг понимания того, что находится за пределами его собственной жизни. Именно эта мысль и делает книгу Йоны столь важной для понимания характера Йом Кипура – дня, который даёт ответы, задавая новые вопросы.

Владислав Зеев Слепой

Рассказывают: в тот день собрали товарищи рабби Элиэзера все решения о том, что тот признал чистым, и сожгли. Потом они проголосовали и провозгласили отлучение рабби Элиэзера. Они спросили: Кто пойдёт к нему и сообщит об этом? Сказал рабби Акива:

- Я пойду, потому что если пойдёт неподходящий человек и скажет ему об этом, рабби Элиэзер разрушит (своим гневом) весь мир.

Как поступил рабби Акива? Облачился он в черные одежды и завернулся в чёрное. Потом он опустился на землю в четырех локтях от него (т.к. к отлучённым запрещено подходить ближе). Тогда спросил его рабби Элиэзер:

- Акива, что произошло сегодня?

Тот ответил:

- Учитель, мне кажется, что твои товарищи отделились от тебя.

Тогда разорвал р. Элиэзер на себе одежду, снял обувь и опустился на землю. Из глаз его потекли слёзы. В тот час погибла треть (урожая) маслин, пшеницы и ячменя. А некоторые говорят, что даже тесто скисало под руками у женщин. Рассказывают, что в тот день стоял большой вопль, ибо всякое место, куда направлял свой взор рабби Элиэзер, сгорало.

Раббан Гамлиель (главный из мудрецов, председатель академии) плыл по морю, когда вдруг начался шторм, грозящий потопить корабль. Он сказал:

- Я уверен, что это всё только из-за рабби Элиэзера бен-Гирканоса.

Тогда он поднялся и воскликнул:

- Повелитель мира! Ведь открыто тебе и известно, что я сделал это не ради своей славы, и не ради славы дома моего отца, но лишь ради Твоей славы, дабы не преумножить раздора среди Израиля!

Тогда успокоилось море.

Эма-Шалом, жена рабби Элиэзера, была сестрой раббана Гамлиеля. После этих событий она не позволяла ему падать ниц (во время молитвы, когда просят о защите от врагов и об их наказании). Однажды она думала, что сегодня новолуние (когда эта просьба не говорится), т.к. она перепутала между полным месяцем (когда новолуние длится один день) и неполным (когда оно длится два дня). А некоторые говорят, что это нищий стоял перед воротами, и она отошла, чтобы дать ему хлеба. Когда она вернулась в дом, то увидела, что рабби Элиэзер пал ниц.

- Вставай, - воскликнула она, - ты убил моего брата!

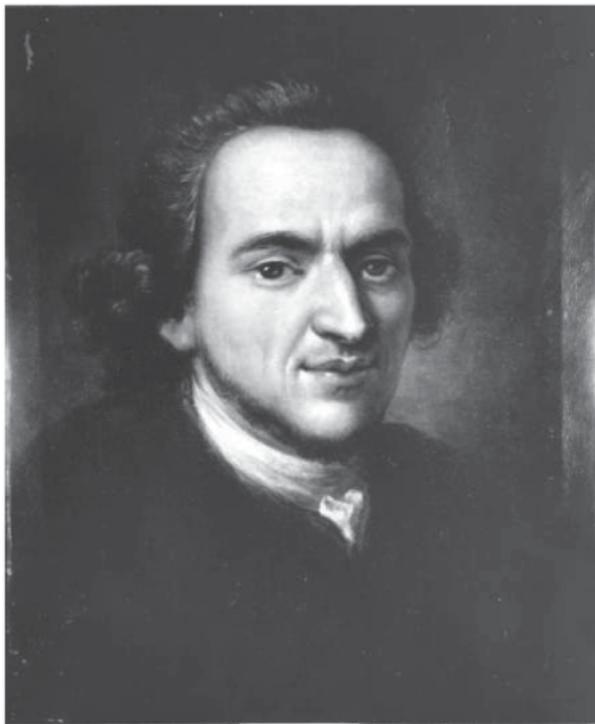
В эту минуту раздался звук рога из дома раббана Гамлиеля, возвещающий, что тот умер. Спросил ее рабби Элиэзер:

- Как ты узнала об этом?

Она ответила:

- Учили меня в доме моего отца, что прощается всё кроме несённой обиды.

Мозес Мендельсон (1729-1786)



К. Б. Роде, Мозес Мендельсон, 1768-й год

В 1763-м году прусская академия наук объявила конкурс на лучший этюд на философскую тему. Второе место на этом конкурсе досталось кёнигсбергскому философу Имануилу Канту, а первое было отдано низкорослому горбату еврею, страдающему заиканием, которому для проживания в Берлине требовалось ходатайствовать о специальном позволении. Это был Мозес Мендельсон, немецкий и еврейский философ, мыслитель, просветитель. По мнению историка Генриха Греца, именно с появлением Мендельсона для евреев Германии и Европы закончилось Средневековье. Не дожив до Французской революции, впервые даровавшей евреям равноправие, Мендельсон поставил своей целью подготовить евреев к этому равноправию, приблизив их к европейской культуре, а европейскую культуру к ним. Достиг ли он своей цели? Сложно ответить на этот вопрос. Но как бы то ни было, Мендельсон одним из первых призвал евреев активно включаться в европейскую культуру.

Родился Мозес Мендельсон в 1729-м году в прусском городе Дессау. Его отец был *софер* (писарь свитков Торы), поэтому Мозес получил уже в раннем детстве хорошее еврейское образование. Его родным языком был еврейский диалект немецкого (т.н. западный идиш), на котором тогда говорило большинство немецких евреев. Для записи этого языка использовался еврейский шрифт, отчего большинство евреев не владело латиницей и было с точки зрения немцев неграмотно.

Мозесу повезло. В юные годы его учителем стал раввин Давид Френкель, человек образованный и сведущий в вопросах еврейского закона, любитель еврейской философии, предпри-

нявший новое издание главного философского труда Маймонида, «Путеводителя блуждающих». Именно благодаря своему учителю Мендельсон полюбил философию. Когда рабби Френкель в 1743-м году переехал сначала во Франкфурт-на-Одере, а затем в Берлин, чтобы основать там еврейскую школу, Мозес последовал за ним. В Берлине Мендельсон продолжил своё образование. Он овладел литературным немецким, латынью, французским, работая при этом секретарём на шелкопрядной фабрике одного богатого еврея. Занялся чтением и сочинением своих первых философских трудов, за что вскоре снискал себе славу «немецкого Сократа». В 1771-м году прусская Академия наук приглашает его в свои ряды, но король Фридрих II лично воспротивился включению еврея в Академию.

В Берлине Мендельсон знакомится с Готтольдом Эфраимом Лессингом, немецким писателем и просветителем, с которым сохранил на всю жизнь тесную дружбу. Позже Лессинг в своей пьесе «Натан мудрый», одном из главных произведений немецкой литературы эпохи Просвещения, изобразит своего друга в лице главного героя, Натана.

В 1762-м году Мендельсон женился на Фромет Гугенгейм. Для своих детей он начинает переводить и комментировать Тору на литературном немецком языке. Так возникает «Биур», первый перевод Торы на немецкий язык, выполненный евреем. Осознав важность этого труда, Мендельсон издаёт его, а для того, чтобы книга была доступна евреям, набор производится еврейским шрифтом. Книга вызвала резкую полемику в среде еврейства, но, как бы то ни было, именно «Биур» стал

для нескольких поколений евреев не только переводом Торы на доступный язык, но и учебником литературной немецкой речи.

В 1770-м году базельский пастор Лафатер переслал Мендельсону книгу одного швейцарского автора, в которой тот пытался доказать, что христианство – единственно истинная вера. Лафатер в открытом письме потребовал от Мендельсона либо опровергнуть доводы автора, либо, если опровержение невозможно, поступить так, как в этом случае поступил бы «честный человек» – принять христианство. Мендельсон ответил примечательным по силе и языку открытым письмом. В своём ответе Мендельсон указывает на то, что если он за свою жизнь не ввязывался в религиозную полемику, то отнюдь не потому, что боится за твёрдость своей

веры, но лишь оттого, что эта полемика противоречит основам Иудаизма:



М. Отпенгейм, Спор Мендельсона с Лафатером, 1856-й год (стоит – Г.Э. Лессинг)

По закону моей веры, - пишет он, - мне запрещено пытаться обратить в еврейскую веру того, кто не рождён евреем. Ей ... в корне противен дух миссионерства. Все наши раввины учат в один голос, что письменные и устные законы, составляющие нашу религию, обязательны лишь для нашего народа. Моисей дал нам закон, это наследство общины Якова. ... Все те, кто придерживается законов природы и разума, называются «справедниками среди народов», и им будет даровано вечное блаженство.



Д. Ходовецки, Мозес Мендельсон при въезде в Потсдам, 1792-й год

Что же кается его убежденности в истинности еврейской веры, то...

Мне хочется сказать, что я уже много лет как начал заниматься вопросами моей веры. Очень рано я усвоил обязанность проверять разумом мои мнения и действия; и если я с ранней юности посвящал часы моего покоя и отдыха мировой мудрости и изящным наукам, то лишь за тем, чтобы подготовить себя к этой проверке. Других причин быть у меня не могло. ... Если бы в результате многолетнего изучения я бы не склонился к полному преимуществу

моей веры, то это бы обязательно нашло отражение в открытом действии. Я не понимаю, что бы удерживало меня в такой сверхстрогой, такой презираемой всеми вере, если бы в своём сердце я не был убеждён в её истинности.

Действительно, всю свою жизнь Мендельсон прожил по еврейским законам, будучи при этом вхож в светское общество

Израильская литература

Эфраим Кишон. Из грязи да в князи

Эфраим Кишон (Ференц Гофман) родился в 1924-м году в Будапеште. Из-за антисемитских законов при Хорти не смог поступить в университет. После прихода немцев попал в концлагерь, из которого бежал в 1945-м. После окончания войны оказался на короткое время в Гулаге. В 1949-м году эмигрировал в Израиль, где с 1952-го года начал публиковать сатирическую колонку в еженедневной газете «Маарив». Своими сатирическими этюдами снискал огромную популярность в Израиле и, по иронии судьбы, Германии, где стал одним из самых известных сатирических писателей.

Жил-был еврей, который однажды купил быка. Бык был такой тощий и жалкий, что едва мог самостоятельно передвигаться. Коня у еврея не было - и что ему оставалось? Впряг он быка в молотилку. «И тут случилось большое чудо» - бык пошел по кругу. Однако вскоре явились к еврею соседи и говорят, что бык во время работы с чавканьем поедает зерно, которое должен обмолачивать.

- Ничего страшного, - отвечал им еврей, - ибо сказано: «Да отведает бык от зерна».

Ну бык и продолжал нести свое тяжкое бремя, однако тем временем на удивление окреп, налился туком, залоснился, приобрел холодильник, электрический бойлер на крыше дома - словом, потихоньку обзавелся хозяйством.

Соседи опять остерегают того еврея: бык-то вообще перестал ходить по кругу, топчется на месте, лопает зерно, а что остается - продает на рынке. Люди предложили свести быка на бойню, чтобы прекратить безобразие. Но не таков наш еврей.

- Немного понимания, господа, - говорит он, - ибо сказано: «Не препятствуй быку в труде его».

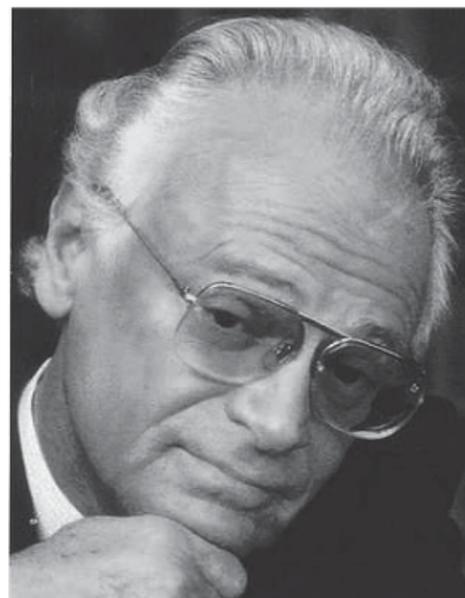
И разжирел тот бык, и сделался, как огромная бочка, и стало трудно ему передвигаться, а в амбаре не осталось и зёрнышка,

Пруссии и общаясь со своими современниками, просвещёнными европейцами. В жизни и мыслях Мендельсона еврейство и европейская культура не уживались, а жили друг с другом. Это сочетание вызывало уважение и восхищение современников, но оказалось плохим предметом для подражания. Уже в следующем поколении идеи Мендельсона понимались в том смысле, что интеграция в европейское общество - единственно достойная цель жизни еврея, ради которой он готов был поступиться самими основами еврейства. Отчасти поэтому уже внук Мендельсона, композитор Феликс Мендельсон-Бартольди, вырос в протестантской семье. Такое понимание идей Мендельсона не было их извращением, просто каждый видел в себе силы следовать за великим предшественником, но отнюдь не каждый понимал, что этот путь доступен далеко не всякому. Поэтому отношение к Мендельсону среди евреев всегда было двойственным. С одной стороны, реформисты, зная о его приверженности к «законам предков», не могли безоговорочно считать его своим духовным отцом; с другой стороны для ортодоксов Мендельсон был, сам того не желая, провозвестником реформизма.

Но не это ли и есть выдающаяся личность? Кант писал о Мендельсоне: «Иметь здесь, в Кёнигсберге, человека со столь мягким нравом, хорошим настроением и светлой головой для постоянного тесного общения, стало бы для меня той самой душевной пищей, которой я здесь совершенно лишён, и которой с течением лет мне всё больше не хватает...».

3.Б.

ибо сожрал бычара весь урожай. Тут уж и еврей начал сомневаться: истинно ли чисты копыта у этой скотины. И пригласил еврей знатоков, и засвидетельствовала комиссия, что злоупотребил бык доверием еврея и использовал его в корыстных целях.



Эфраим Кишон, 1924-2005

И спросили быка:

- Да как же не пожалел ты сородичей своих, буренок да телят малых, которых обреч на гибель обжорством своим безмерным?

- А какой мне в них интерес? - отвечал бык. - Я ведь холостой. И все быки моей породы, как известно, выхолощены.

И приговорили быка забить. Тот расстроился поначалу, даже разрыдался, однако потом взял, да и выкупил всю усадьбу у обедневшего еврея на публичных торгах. Тот еврей и поныне ходит среди батраков, у быка в услужении.

Jiddische Dichter aus dem Ghetto Lodz: Jesaja Spiegel (1906–1990)

Seit dem 19. Jahrhundert galt Lodz wegen seiner stark wachsenden Textilindustrie als „Manchester des Ostens“. Die Aussicht auf Arbeit ließ viele jüdische Familien aus den umliegenden Gebieten zuwandern. Auch die Eltern des Schriftstellers Jesaja Spiegel waren in diesem Zweig beschäftigt. Als einfache Weber versuchten sie den Unterhalt für ihre acht Kinder zu bestreiten, von denen Jesaja das älteste war. Geboren wurde er am 14. Januar 1906 in Baluty, dem ärmsten Stadtteil von Lodz. Er erhielt zunächst eine traditionelle Schulausbildung mit Cheder und Talmud-Tora-Schule. Allerdings wollte seine Familie ihm gleichzeitig eine säkulare Ausbildung zukommen lassen. Spiegel selbst erinnert sich an seine Eltern als kulturelle Juden, die nicht besonders religiös gelebt hatten.¹ So schickten sie ihn ab 1919 zusätzlich noch auf eine allgemeine Schule, in der Deutsch Unterrichtssprache war. Einer seiner Lehrer unterstützte ihn in besonderem Maße und bezahlte ihm sogar den Besuch des Gymnasiums. So lernte Spiegel parallel zur jiddischen auch die polnische Literatur kennen.² Früh machte er Bekanntschaft mit dem Dichter und Pädagogen Jitzchak Katzenelson und dem Dichter und Theaterleiter Mosche Broderson, der die Literatengruppe Jung-Jiddisch in Lodz gründete. Mit Unterstützung dieser beiden publizierte Spiegel 1922 vereinzelt erste Texte und 1930 schließlich seinen ersten Gedichtband *Mitn ponimtsu der sun* (Mit dem Gesicht zur Sonne). Beruflich war er von 1926 bis 1933 als Lehrer für jiddische Sprache und Literatur an verschiedenen Schulen tätig. Nebenher schrieb er für polnische und internationale jiddische Zeitschriften.³

Als 1939 Polen von den Deutschen besetzt wurde, lebten in Lodz ungefähr 233.000 Juden.⁴ Ende April 1940 wurde ein Ghetto im Stadtviertel Baluty errichtet, das die schlechteste Infrastruktur der Stadt hatte und kaum sanitär versorgt war. Spiegel und seine Familie, die es zwischenzeitlich geschafft hatten dieser Armut zu entkommen, waren gezwungen, wieder dorthin zurückzukehren. Sie wurden gemeinsam mit zu Beginn ca. 160.000 Juden dort zusammengepfercht. In den folgenden Jahren kamen seine Eltern, drei seiner Schwestern und seine Frau in verschiedenen Lagern ums Leben. Die einzige Tochter Spiegels starb bereits im August 1940 im Alter von nur acht Monaten völlig entkräftet im Ghetto. Er widmete ihr das Wiegenlied *Mach zu di ejgelach*, das der Dirigent und Komponist David Beigelman (1887–1944) vertonte. Es wurde zu einem der bekanntesten Lieder, die im Ghetto gesungen wurden und handelt von Eltern, die an der Wiege ihres vermutlich gerade gestorbenen Kindes stehen und Abschied nehmen. Diese Wiege ist das offene Feld, Vögel kreisen über dem Kopf des Kindes. Mit den letzten Habseligkeiten mussten die Eltern das

völlig zerstörte Zuhause verlassen und wissen nicht wohin: „Mir losn sich majnkind, suchn glik“ (Wir verlassen dich mein Kind, gehen auf die Suche nach Glück).⁵ Dieses Lied wurde im März 1941 innerhalb eines Konzertes im Kulturhaus des Ghettos von Ella Diamant gesungen. Der Vorsitzende des Judenrates, Mordechai Chaim Rumkowski, verbot daraufhin die Präsentation aller Lieder und Texte Jesaja Spiegels in der Öffentlichkeit. Rumkowski hatte den Text wohl ganz richtig verstanden, nämlich als Kritik an den Zuständen im Ghetto. Er wollte sogar so weit gehen, Spiegel wegen seiner kritischen Töne deportieren zu lassen. Nach einigen Verhandlungen ließ man ihn jedoch bleiben.⁶ Ein zweites Wiegenlied, ebenfalls vertont von Beigelman, spielt auf das Lied *Roschinkes mit mandlen* (Rosinen und Mandeln) von Abraham Goldfaden (1840–1908) an und ist zuzusagen eine Negativversion desselben. Bei Spiegel heißt es *Nitkejn roschinkes un nitkejn mandlen* (Keine Rosinen und keine Mandeln) und so passt er den Inhalt an die Bedingungen des Ghettos an. Bei Goldfaden singt eine verwitwete Mutter ihrem Sohn ein Wiegenlied, in dem ihm eine glückliche Zukunft vorhergesagt wird. Der Vater sei nur zum Markt gefahren und bringe ihm bald Rosinen und Mandeln. Im Gegensatz dazu singt die Mutter in der Version Spiegels vom Vater, der bis ans Ende der Welt fortgegangen ist und nicht wiederkehren wird. Das Genre des Wiegenliedes ist sehr populär im jiddischen Volkslied und auch in der Theatermusik, wie der von Goldfaden. Typischerweise wird dem Kind versprochen, dass es eine gute Zukunft hat oder dass ihm schöne Geschenke gemacht werden, wenn es brav einschläft. Die Rückkehr des Vaters, der meist unterwegs ist, um Geld zu verdienen, ist dabei ein zentrales Motiv. Dieses Muster wird bei Spiegel völlig ins Gegenteil verkehrt. Alles Positive wird negativ und aus dem eigentlich beruhigenden Wiegenlied wird eine düstere Prophezeiung.⁷

Nach dem Eklat der Aufführung seiner Lieder im Kulturhaus blieb Spiegel zunächst ohne Arbeit, erhielt jedoch Unterstützung von dem Rechtsanwalt Henryk Neftalin (1908–44), der schon zuvor für ihn eingetreten war. Neftalin arbeitete innerhalb der jüdischen Selbstverwaltung des Ghettos als Leiter der sogenannten Evidenzabteilung, bestehend aus Meldebüro, Statistischer Abteilung und Standesamt. In dieser Abteilung besorgte er Spiegel eine Stelle. Er berief ihn sogar zu seinem Stellvertreter in der Abteilung für neu Eingesiedelte, als 1941/42 ungefähr 20.000 Juden aus dem Westen ins Ghetto gebracht wurden. Spiegel durchlief noch weitere Arbeitsstellen, die ihm jedes Mal Neftalin besorgte, der auch ein Förderer der jiddischen Literatur war. Im Jahr 1943 wurde Spiegel schließlich im Referat für Büroarbeiten zum Leiter einer Arbeitsschicht,

die für das deutsche Landwirtschaftsamt Formulare und Anträge abschreiben sollte. Er war wegen seiner guten Deutschkenntnisse und seines Organisationstalentes wohl besonders geeignet.⁸ Als Ende des Jahres 1943 bis Anfang 1944 unter der Leitung der Journalisten Oskar Singer und Oskar Rosenfeld damit begonnen wurde, eine Enzyklopädie des Ghettos anzulegen, war auch Jesaja Spiegel unter den Autoren.⁹ Dieses Unternehmen war in Eigeninitiative von ein paar Archivmitarbeitern, die auch an der Chronik des Ghettos mitgeschrieben hatten, entstanden und blieb inoffiziell. Auf mehr als 350 Karteikarten wurden in drei Sprachen (Jiddisch, Deutsch und Polnisch) Stichworte zusammengetragen, die bekannte Personen des Ghettos mit ihren Zuständigkeitsbereichen vorstellten, Beschreibungen der Arbeits- und Verwaltungsabteilungen gaben, aber auch neue sprachliche Erscheinungen (Neologismen) oder Bedeutungsänderungen von Begriffen erläuterten und über kulturelle Einrichtungen berichteten. Oskar Rosenfeld begründet im von ihm entworfenen Vorwort die Wahl der Textgattung Enzyklopädie.¹⁰ Sie sei dazu gedacht, den Grundstock für eine zukünftige Kulturgeschichte des Ghettos zu legen. Dies spiegelt sich auch im Charakter der Einträge wider, die zu großen Teilen im Präteritum geschrieben sind, als existiere das Ghetto schon nicht mehr.

Jesaja Spiegel schrieb in den fast fünf Jahren des Ghettos auch immer weiter an seinen eigenen Texten. Er machte sich gezielt auf die Suche nach Stoffen für seine Geschichten, indem er die Menschen des Ghettos beobachtete. Spiegel hatte sich der Literatengruppe um Miriam Ulinower angeschlossen, die Arbeitstreffen abhielt und zunächst literarische Abende in den Suppenküchen gab. Nach der Ghesperre im September 1942 und ihren Folgen, dem Verlust der Kinder, Alten und Kranken, gab es diese Form von Öffentlichkeit allerdings nicht mehr. Man traf sich lediglich im kleinen Kreis.¹¹ Spiegel schrieb 16 Kurzgeschichten im Ghetto, in denen er die Stimmungen und Eindrücke literarisch verarbeitete. Sein Anliegen mit diesen Geschichten war jedoch nicht, wie ein Tagebuchschreiber Zeugnis abzulegen. Seine Texte wollen weder Bericht noch Abbild der Ereignisse sein. In der Titelgeschichte seiner 1947 in Lodz erschienenen Sammlung *Malches geto* (Königreich Ghetto) fängt er beispielsweise einen Tag im Ghetto mit literarischen Mitteln ein und vermittelt eher ein Stimmungsbild. Im ersten Abschnitt dieser Geschichte gelingt es Spiegel in seiner Beschreibung, den Unterschied zwischen der Ghettowelt und der Welt außerhalb zu verdeutlichen. Der Himmel ist anders, die Wolken sehen anders aus und auch die Sonne ist nicht dieselbe: *Auf dem finsternen Nachthimmel, mit Wolken wie zerrissenen, alten, schwarzen Kleidern, hat sich plötzlich ein Spalt*

schütterer Lichts gezeigt. Es sah aus, als ob der sich zurückziehende Nachtmahr ins Gesicht der losen Wolken einen Hieb mit seiner Peitsche verpasst hätte. Und über dem ganzen Osten ist ein rötlich, brauner Kreis erschienen, wie das blutige Gesicht eines geschlagenen Menschen.¹²

Eine alpträumhafte Welt ist im Ghetto Realität geworden. Das Königreich, das Spiegel hier beschreibt, ist nicht das Königreich des Ältesten des Judenrates Rumkowski, wie man zunächst vermuten könnte, wenn man mit der Geschichte des Ghetto Lodz vertraut ist. Wurde doch Rumkowski häufig als der König oder gar Kaiser des Ghettos betitelt. Spiegel aber geht es hier um einen ganz anderen König, nämlich den Hunger, der das Leben bestimmt. Die Geschichte *Malches geto* schildert in drei Szenen, morgens, mittags und abends, einen Tag im Ghetto. Der frühe Morgen treibt die hungrigen Bewohner auf die Straße. In der Mittagsszene sieht man einen großen Marktplatz, auf dem man eigentlich nichts mehr kaufen kann, außer ein paar Krümeln angefaulten Brotes. Nur ein Mann hat drei Kartoffeln in der Hand, eine davon verrottet. Er wird bestaunt, „es ist gut eine Kartoffel nur zu sehen, eine echte Kartoffel“.¹³ Die letzte Szene am Abend zeigt eine alte Kirche, die im Ghetto eingeschlossen ist. Tatsächlich lag die Kirche der Heiligen Maria im Ghetto und diente als Werkstatt für das Arbeitsressort zur Aufbereitung von konfiszierten Matratzen und Kissen. Von den Ghettobewohnern wurde diese Kirche wohl auch umgangssprachlich „Heilige Mutter der Daune“ genannt.¹⁴ Spiegel zeigt, wie die moralischen Prinzipien, für die eigentlich eine Kirche stehen sollte, verbannt und weggesperrt werden. Nur die Heiligenfiguren scheinen noch traurig auf das Geschehen zu schauen, das sich unter ihnen abspielt.¹⁵

In einer zweiten Geschichte mit dem Titel *Brojt* (Brot) aus der Sammlung *Malches geto* schildert Spiegel, wie ein Vater die Brotrationen seiner Kinder aufisst. Der Hunger hatte ihn so weit getrieben und ihn die Fürsorge für seine Kinder vergessen lassen. Dieses Ereignis ist ein tiefer Einschnitt für die ganze Familie und insbesondere für die Beziehung zwischen Vater und Mutter. Der Vater selbst ist ebenso schockiert wie seine Frau und kann sein Handeln nicht erklären. Den Kindern bleibt nur noch, durch ein Loch in der Wand die Bäckereien außerhalb des Ghettos zu beobachten und sich am Anblick des Brotes satt zusehen.¹⁶ Jesaja Spiegel beschreibt hier eine wohl fast typische Situation. In vielen Tagebüchern aus dem Ghetto Lodz kann man lesen, wie der Hunger Beziehungen zerstört. Der jugendliche Tagebuchschreiber David Sierakowiak schildert beispielsweise, wie der Vater nur noch an seine eigene Ernährung denkt und seiner Frau und den Kindern Rationen stiehlt.¹⁷ Der Hass auf den Vater steigt in den Aufzeichnungen von Mal zu Mal. Ein weiterer Schreiber scheint gerade sein schlechtes Gewissen über seine Tat zur Beichte in einem Tagebuch zu veranlassen: „Diese Woche habe ich eine Tat begangen, die am besten beschreibt, auf welchen Grad der ‚Entmenschlichung‘ wir herabgesunken sind. [...] Ich hatte schrecklichen Hunger. [...] Am Montagmorgen lag ich

recht niedergeschlagen in meinem Bett, und ‚bei mir‘ lag die Hälfte des Brotlaibs meiner lieben kleinen Schwester. Um es kurz zu machen: ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und aß ihn restlos auf. [...] Ich fühlte mich als elendig hilfloser Verbrecher.“¹⁸

Jesaja Spiegel gelang es, einen Teil seiner Texte zu vergraben, einen anderen nahm er mit sich, als er nach Auschwitz deportiert wurde. Dort konnte er seine Manuskripte jedoch nicht schützen und sie wurden ihm schon bei der Ankunft entrissen und zerstört.¹⁹ An der Rettung der Texte war nach Spiegels eigener Aussage auch sein Vater maßgeblich beteiligt. Die Sammlung „Gesang in der Finsternis“ widmete er seinem Vater Mosche, der während der Auflösung des Ghettos im August 1944 mit letzter Kraft die Texte seines Sohnes im Keller vergraben haben soll.²⁰ Teil dieser Sammlung von Gedichten aus den Jahren 1940 bis 1945 sind die beiden oben besprochenen Wiegenlieder *Mach zu di ejgelech* und *Nitkejn roschinkes un nitkejn mandlen*.

Bevor die rettende Befreiung durch die sowjetischen Truppen ihn in Auschwitz erreichte, wurde Spiegel gemeinsam mit anderen „Arbeitsfähigen“ zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht. Nach dem Ende des Krieges kehrte er nach Lodz zurück und konnte dort einige seiner vergrabenen Texte bergen. Er überarbeitete sie und solche, die nicht aufbewahrt werden konnten oder bei denen das Manuskript nicht mehr vollständig war, schrieb er aus der Erinnerung neu. Im Gedicht *Gesegenung* (Abschied, 1947) thematisierte er in einem Gespräch zwischen zwei Überlebenden die Frage, ob man als Jude die alte Heimat verlässt oder ob man bleiben solle. Wie Spiegel später selbst, entscheidet sich der Jude, der das Ghetto überlebt hat, dafür, das Land zu verlassen.²¹ Die ersten Bände, die Spiegel nach dem Krieg veröffentlichte, waren die bereits besprochene Kurzgeschichtensammlung *Malches geto* (Königreich Ghetto, 1947) sowie die weiteren Ghettohistorien *Schiern ibern geto* (Sterne über dem Ghetto, 1948) und *Mentschn in tehom* (Menschen im Abgrund, 1949).²² Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Jesaja Spiegel, der sich ausführlichst der Thematik des Ghettolebens gewidmet hat, in keiner seiner Erzählungen und in keinem Gedicht auf den Vorsitzenden des Judenrates Mordechai Chaim Rumkowski eingeht. Diese Persönlichkeit, die in vielen Tagebüchern eine zentrale und überwiegend negative Rolle einnimmt, spart Spiegel völlig aus. Ihm geht es vielmehr um die einfachen Leute, die den erdrückenden Bedingungen des Ghettos am meisten ausgesetzt sind.

Nachdem Spiegel zwei Jahre, von 1946 bis 1948, in Lodz an einer jüdischen Schule unterrichtet hatte, zog er nach Warschau und leitete dort den Polnisch-Jiddischen Schriftstellerverband. Schließlich verließ er 1951 Polen und wanderte in Israel ein, wo er als Regierungsangestellter arbeitete. Wegen seiner stark angeschlagenen Gesundheit musste er schon 1964 in den vorzeitigen Ruhestand gehen. Doch seine schriftstellerische Tätigkeit pflegte er weiter. In einer Zeit, als Jid-

disch nicht mehr gefragt war, weil es an das verlorene europäische Judentum und die Galut erinnerte, schrieb Spiegel in Israel beharrlich Jiddisch. Er veröffentlichte mehrere Bücher über die Schoa, ebenso einzelne Gedichte und Erzählungen für die jiddischen Zeitschriften wie die *Goldene Kejt* oder *Tsukunft*. Für seine literarische Arbeit erhielt er 1972 den Itzik-Manger-Preis, den wichtigsten Preis für jiddische Literatur. Jesaja Spiegel lebte bis zu seinem Tod im Jahr 1990 in Israel.²³

Fußnoten:

- 1 Ben Furnish: Isaiah Spiegel (1906–1991), in: S. Lilian Kremer: Holocaust Literature. An encyclopedia of writers and their work, Vol II, New York 2003, S. 1189.
- 2 Krystyna Radziszewska: ‚Flaschenpost‘ aus der Hölle. Texte aus dem Lodzer Getto, Frankfurt am Main 2011, S. 123.
- 3 Leonard Prager: Spiegel, Isaiah, in: Encyclopaedia Judaica, Second Edition, Vol 19, Detroit 2007, S. 105.
- 4 Andrea Löw, Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten, Göttingen 2006, S. 55.
- 5 Jesaja Spiegel: Zwischn Tofun Alef, Tel Aviv 1978, S. 305.
- 6 Gila Flam: Singing for survival. Songs of the Lodz Ghetto 1940–45, Illinois 1992, S. 148.
- 7 Ebd.
- 8 Krystyna Radziszewska, S. 125. Andrea Löw, S. 322 f.
- 9 Andrea Löw, S. 407.
- 10 Rosenfeld, Oskar: Wozu noch Welt. Aufzeichnungen aus dem Ghetto Lodz, Frankfurt/Main 1994, S. 246–249.
- 11 Krystyna Radziszewska, S. 126.
- 12 Jesaja Spiegel: Malches Geto, S. 89. (Übersetzt aus dem Jiddischen von M. Eichelsdörfer.)
- 13 Ebd., S. 90.
- 14 Im Archiv von Yad VaShem gibt es eine Fotoreihe mit Bildern aus der Kirche und den Stapeln von Matratzen. Die Bilder wurden von Nachman Zonabend bewahrt, der mit dem Aufräumkommando im Ghetto zurückgelassen worden war. Ihm gelang es zahlreiche Dokumente zu retten, unter anderem einen beachtlichen Fotobestand. Der Verweis auf die Redensart „Heilige Mutter der Daune“ stammt aus den Angaben des Yad VaShem Archivs. [<http://collections.yadvashem.org/photosarchive/en-us/27902.html>]
- 15 Jesaja Spiegel: Malches Geto, S. 93.
- 16 Ebd., S. 24–36.
- 17 Dawid Sierakowiak: Ghettotagebuch. Aufzeichnungen eines Siebzehnjährigen 1941/42, Leipzig 1993, S. 174.
- 18 Hanno Loewy (Hg.): ‚Les vrais riches‘, Notizen am Rand. Ein Tagebuch aus dem Ghetto Lodz (Mai bis August 1944), Leipzig 1997, S. 35 f.
- 19 Ben Furnish, S. 1189.
- 20 Jesaja Spiegel: Zwischn Tof un Alef. Gesamlte lider, Tel Aviv 1978, S. 266.
- 21 Krystyna Radziszewska, S. 129.
- 22 Ben Furnish, S. 1189.
- 23 Ebd.

א. מאַך צו די אייגעלעך

מאַך צו די אייגעלעך,
אַט קומען פייגעלעך
און קרייזן דאָ אַרום צוקאַפּנס פון דיין וויג,
דאָס פעקל אין דער האַנט,
דאָס הויז אין אַש און בראַנד
מיר לאַזן זיך, מיין קינד, זוכן גליק.
די וועלט האָט גאָט פאַרמאַכט,
און אומעטום איז נאַכט —
זי וואַרט אויף אונדז מיט שוידער און מיט שרעק —
מיר שטייען ביידע דאָ,
אין שווערער, שווערער שעה,
און ווייסן נישט ווהיין ס'פירט דער וועג.
מען האָט אונדז נאַקעט, בלויז,
פאַריאַגט פון אונדזער הויז,
אין פינצטערניש געטריבן אונדז אין פעלד,
און האַגל, שניי און ווינט
האָט דיך באַגלייט, מיין קינד,
באַגלייט דיך אין אַן אַפּגרונט פון אַ וועלט.

1940

* מוזיק: דוד בייגלמאן. געזונגען אין לאַדזשער געטאָ.

Jesaja Spiegel: Zwischn Tof un Alef.
Gesamlte lider, Tel Aviv 1978, S. 305.

ב. נישט קיין ראָזשינקעס און נישט קיין מאַנדלען

נישט קיין ראָזשינקעס און נישט קיין מאַנדלען,
דער טאַטע איז נישט געפאַרן האַנדלען,
לולינקע, מיין זון,
לולינקע, מיין זון.
ער האָט פאַרלאָזט אונדז און אַוועק,
ווי די וועלט האָט נאָר אַן עק,
לולינקע, מיין זון,
לולינקע, מיין זון.
ס'שרייַען סאַוועס, ס'וואַיען וועלף,
גאָט, דערבאַרעם זיך און העלף,
לולינקע, מיין זון,
לולינקע, מיין זון.
ערגעץ שטייט ער און ער וואַכט —
מאַנדלען, ראָזשינקעס אַ סך,
לולינקע, מיין זון,
לולינקע, מיין זון.
קומען ר'וועט אויף זיכער שוין
דיך צו זען, מיין איינציק קרוין,
לולינקע, מיין זון,
לולינקע, מיין זון.

Jesaja Spiegel: Zwischn Tof un Alef.
Gesamlte lider, Tel Aviv 1978, S. 306.

ווי וועלן מיר לינגן אונדזערע קעפּ

נאַכט. ס'ברענט אין שטאַט די לעצטע שול.
אַנגעצונדן ס'האָט דער שונא גאָסט לעצטע טרעפּ.
איך גיי מיט זיי, מיט אַלע נע-ונדניקעס אויף דעמער-וועגן:
— ווי וועלן מיר היינט אַוועקלייגן אונדזערע קעפּ?

— אין ערגעץ נישט.
די לעצטע שולן ברענען.
ס'ברענען אַלטע קלויזן,
אין רויטן אַש גייט-אויס דיין לעצטע טרעפּ;
אַ, גאָט, פון אַלע הייליקע נע-ונדניקעס,
ווי וועלן מיר היינט ביי נאַכט לינגן אונדזערע קעפּ?

1940

Jesaja Spiegel: Zwischn Tof un Alef.
Gesamlte lider, Tel Aviv 1978, S. 266.

ברויט

אָנומלט איז געשען אַ אומגליק.

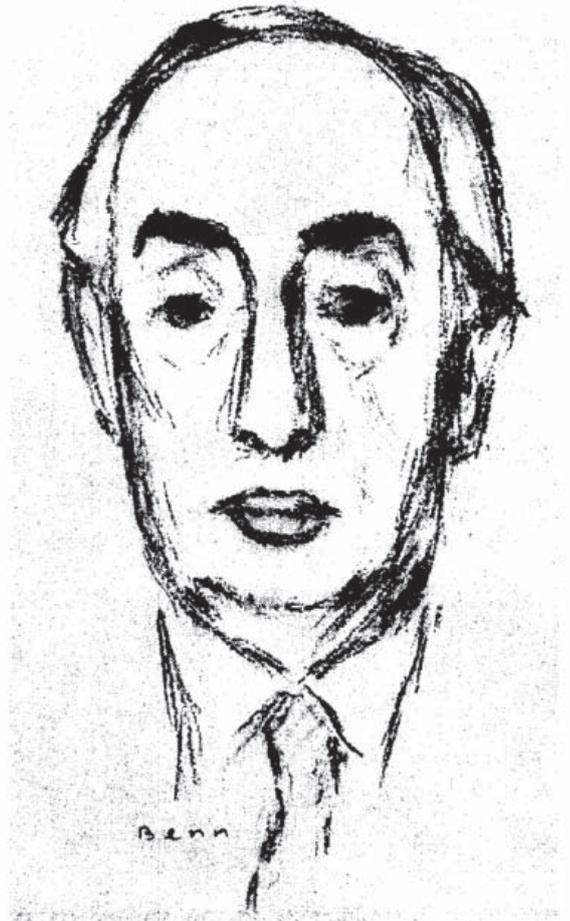
די מאַמע האָט אַ גאַנצן טאָג געקלאַגט און זיך פאַרשאַלטן דעמלט דאָס ביטערע לעבן. ס'איז געשען עפעס אַזוינס פון וואָס דער טאָטע האָט זיך פון בושע שיער נישט אויפגעהאַנגען אין קע- מערל. ער איז געלעגן נאָכן אומגליק גאַנצע טעג אויף דער פאַד- לאַגע און געקרעכצט, געוויינט און געקרעכצט... ווער האָט זיך געקענט ריכטן אויף אַזאַ זאַך. די מאַמע האָט נאָר געהאַלטן אין איין זאַגן:

— איצט פעלט נישט מער, רבוננו של עולם, ער זאַל אָפּ- שניידן אַ שטיק פלייש פון די קינדער און אָפּקאַכן...

מ'ווייסט נישט ווי אַזוי, און דער טאָטע אליין ווייסט עס אויך נישט ווי אַזוי עס איז געקומען צו אַזאַ אומגליק און אַזאַ בושע. בשום אופן קאָן זיך שימעלע נישט דערמאַנען וואָס פאַר אַ כוח האָט אים צו דעם געשטויסן. ער ווייסט נישט.

אַ שטורעם - ווינט איז דעמלט אַרומגעגאַנגען אין זיין האַרץ. עס זיינען גאַרנישט געווען זיינע הענט, וואָס האָבן די קינדערס פאַרציעס ברויט אין דער 'טונקלקייט פון קעמערל געשטופט צו זיך אין מויל אַריין... ניין. ניין... ס'איז שוין נישט דעמלט געווען דער טאָטע... ס'איז נישט געווען שימעלע, נאָר עפעס אַ פאַרכישופט געשטאַלט, וואָס האָט זיך אָפּגעטיילט פון אים, וואָס איז אַרויסגע- גאַנגען פון זיינע הענט און פיס, עפעס אַ פאַרשאַלטענער דיבוק, וואָס האָט מיטן טאַטנס הענט און מיטן טאַטנס פינגער געריסן דאָס טונקעלע ברויט פון קאַשטן-מעל און באַסליניעט עס צענדלי- קער מאָל; פונם פולן מויל זיינען אַרויסגעפאַלן נאַסע, צעקיעטע שטיקער און געבליבן ליגן אויף זיינע ביידע האַנט-פלאַכן. פונדאָ- בען זיינען זיי ווידער אַריינגעוואָרפן געוואָרן אינם מויל, וואָס האָט זיי פאַרצערט אין אַן אימהדיקער האַסטיקייט. און אַז דאָס איז גע- וואָרן אָפּגעטאַן, איז ער געבליבן לאַנג שטיין אינעווייניק אין דער פינצטערניש דעם קאַפּ פאַרגראָבן אין די דלאַניעס, אַ פאַרגלי- ווערטער און פינצטערער.

Jesaja Spiegel: Malches Geto. Noweln, Lodz 1947, S. 28f.



ישעיהו שפיגל

(געצויכנט: בען, פּאַרײַז 1972)

Jesaja Spiegel: Jovi Buch. In licht fun a farloschener pen. Sammlung fun kritische ophandlungen wegn sajn schafn prose, essej, lid. Tel Aviv 1986, S. 5.

מלכות געטא

[...]

אַ ייד דרייט זיך אַרום און אויף דער האַנט ביי אים ליגן דריי קאַרטאַפּל, צוויי פון זיי זיינען גלאטיקע געזונטע, די דריטע — אַג- געפּוילט. אַרום אים זאַמלט זיך אַ קופּקעלע יידן, און מען קוקט אויפן אוצר. דער ייד לאָזט זיי נישט אַרויס פון האַנט. ווער עס וויל — וועט זיי אַזוי אויך קויפן. קיינער נעמט זיי נישט. ס'איז אַבער גוט סתם אַזוי צו קוקן אויף אַ קאַרטאַפּל, אויף אַן אמתער קאַר- טאַפּל...

Jesaja Spiegel: Malches Geto. Noweln, Lodz 1947, S. 90.

און ווי נאָר דער טאָג, אַ קראַנקער, אַ צעטומלטער פּאלט אַריין אין געטאָ, אַזוי נעמען זיך אַרויסשאַרן פון דער האַלבער פינצטער- ניש, פון אונטער שטיגן, פון פינצטערע קעלערס, פון קליינע דירה- לעך, וווּ ס'זיינען איצט אַמאָליקע שטאַט-גבירים מיט זייערע אָפּ- געקומענע הויזגעזינטן — מענטשן מיט זעקלעך, מיט אויפגענייטע טאַרבעלעך און טעשלעך, וואָס ליגן צונויפגעוויקלטע אונטער זיי- ערע אַרעמס. זיי גייען, די מענטשן, פון אַלע הייזער, פון אַלע שטאַקן, פון אַלע שטובן, פון אַלע לעכער און מיט זייערע זעק און טאַרבעס נעבן זייערע הערצער לאָזן זיי זיך איבער די הייף פון געטאָ. זיי ציען מתנותוויי, ווי אַ סטאַדע צעשראַקענע מייז צו טוכלע נאַס פּוילעכטס, צו כלערליי גראַ אָפּפאַל פון עטנוואַרג. צו קלעפּיקן קויט, וואָס ליגט אין די אָפענע און באַהאַלטענע מיסט- קאַסטנס פון מלכות געטאָ.



27. JÜDISCHE KULTURTAGE MÜNCHEN

16. bis 26. November 2013

- Sa., 16.11., 19.30 Uhr
Alter Rathaussaal
Marianne Sägebrecth liest Hilde Domin
Eröffnungsveranstaltung
- So., 17.11., 19.30 Uhr
Gasteig
Yamma Ensemble, Israel
Traditionelle Klänge aus Nahost
- Mo., 18.11., 19.30 Uhr
Gasteig
Topsy Küppers verkauft „Jüdische Brillanten“
Lieder und Texte von Georg Kreisler, Peter Wehle und Peter Herz
Musikalische Leitung: Béla Fischer (Volksoper Wien)
- Di., 19.11., 19.30 Uhr
Gasteig
Trio Yas – auf musikalischer Reise von West nach Ost
Christian Dawid, Guy Schalom und Sanne Möricke
- Mi., 20.11., 19.30 Uhr
Gasteig
„Der Mann mit dem Hut - Geschichten meines Lebens“
Landesrabbiner em. Joel Berger stellt seine Autobiographie vor
Moderation: Dr. Sybille Krafft, Historikerin und BR-Autorin
- Do., 21.11., 18.00 Uhr
Gasteig
„Das Beschneidungsritual in seiner historischen Bedeutung“
Vortrag von Rabbinerin Dr. Antje Yael Deusel (Bamberg)
- Do., 21.11., 20:00 Uhr
Gasteig
„Majem ist Wasser, Jajem ist Wein“, Dokumentarfilm
Die jüdische Landgemeinde Schopfloch und die lachoudische Sprache. Deutschlandpremiere
- Sa., 23.11., 20.00 Uhr
Gasteig
Los Desterrados, London
Sephardic Flamenco Folk Music
- So., 24.11., 11.30 Uhr
Gasteig
„Der Ruf“, Spielfilm D 1949
Regie: J. von Báky, Drehbuch: Fritz Kortner
- So., 24.11., 19.00 Uhr
Gasteig
„Der jüdische Wagner“
Prof. Erika Lux (Klavier), Prof. Andor Iszák (Sprecher)
- Di., 26.11., 19.00 Uhr
Jüdisches Museum
„Konversion und Messianismus. Sabbatai Zwi und Jakob Frank“
Vortrag von Prof. Dr. Stefan Schreiner (Tübingen)

Veranstalter: Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V., München
gefördert vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus und dem Kulturreferat der LH München

Infos: Telefon 089 221253, E-Mail: juedischekulturmuenchen@t-online.de, www.juedischekulturmuenchen.de

Karten ab 9. 9.: Literaturhandlung im Jüdischen Museum, Telefon 089 23230760, und alle Vorverkaufsstellen wie München Ticket, Telefon 089 54818181, oder www.muenchenticket.de, ZKV Marienplatz UG, Telefon 089 292540 und SZ Tickets, Telefon 0180 11001200 (3,9 Ct./Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Ct./Min. aus dem Mobilfunknetz) oder www.sz-tickets.de.

**Der Landesverband
der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern**